

CIEL-Arbeitsgruppe Reutlingen

H. Dannenberg, H. Krämer, W. Nestle,
U. Dannenberg, K. Giel, R. Hahn, W. Hahn, E. Hein,
G. G. Hiller, R. Kirsch, B. Lehmann, J. Riedlinger,
G. Wohler

Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht

TEILCURRICULUM POST / DIENSTLEISTUNG

Leseheft
Geschichtliches zur Post
(verfaßt von Klaus Giel)

Zu diesem Teilcurriculum gehören:

Sachheft	12313
Leseheft	12413
Faltbrief/Schablone	12314
Poster	12316
Diasatz	12317
Schallplatte	12318
Lehrerband	12319

Diese Veröffentlichung wird gefördert mit Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk.

© Ernst Klett Verlag, Stuttgart Erstfassung 1. Auflage 1976

ISBN 3-12-124130-3

Klappentext:

Unter dem Titel „Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht“ erscheinen in den Sparten G-Theorie, G-Forum und G-Modelle des Ernst Klett Verlags in loser Folge die Arbeiten aus dem Forschungsprojekt „Integrative, mehrperspektivische Unterrichtsmodelle im Bereich der Elementarerziehung“, das aus Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk gefördert ist und unter der wissenschaftlichen Leitung von Klaus Giel und Gotthilf Gerhard Hiller an den Pädagogischen Hochschulen Reutlingen und Esslingen in Verbindung mit dem Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen (Lehrstuhl Andreas Flitner) durchgeführt wird. Arbeiten, die im Umkreis dieses Projektes entstanden sind, erschienen ebenfalls unter dem Titel „Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht“.

Lesehinweis

In diesem kleinen Buch wird eine Vielfalt von Einzelstücken zu einem Text verwoben. Gedichte, Anekdoten, Auszüge aus Büchern der *Weltliteratur*, Flugblätter, Predigten, Volkslieder, Postordnungen, Briefe und Liebesbriefe, Chroniken, aber auch eine Menge bloßer Daten – dazwischen Kommentare, Überlegungen, Nebengedanken, aber auch direkte Arbeitsanweisungen an Schüler, Hinweise auf weitere Zusammenhänge und die wiederholte Einladung, diesen Gedanken selbständig weiter nachzugehen.

Was aus all dem entstanden ist, kann nicht einfacher angelegt sein als das, was es nachbilden will: Die Post als ein Gebilde, das durch den Gang der Geschichte ebenso geformt wurde, wie es diesen Gang selbst mitgestaltet hat. Der Text will mit den Schülern zusammen den Knäuel aus Gewohnheiten, Empfindungen, Gefühlen, Erwartungen, Stimmungen, Hoffnungen und Befürchtungen entwirren, in den man die Post im Lauf der Geschichte eingesponnen hat. Er präpariert die einzelnen Schichten einer in Vergessenheit geratenden Posttradition heraus; Schüler, Lehrer und Eltern lernen so die überständigen, rätselhaften Monumente und Phänomene entziffern, die man noch immer und überall vorfindet, und deren Zustandekommen nur aus der Geschichte erklärbar ist. Noch wichtiger als das Verstehenlernen des Gegenwärtigen als Gewordenes ist die Fähigkeit, die der Text bezeugt und ausbilden will, nämlich Geschichtsbetrachtungen als ein Werkzeug zur Sinnstiftung zu begreifen: Solche Geschichtsbetrachtungen erzeugen Orientierungsrahmen, in denen Beziehungen möglich werden zwischen dem, was heute Gültigkeit hat und dem, was früher als wichtig erachtet wurde. Daraus ergibt sich für den einzelnen die Chance, eigene Standpunkte zu überprüfen.

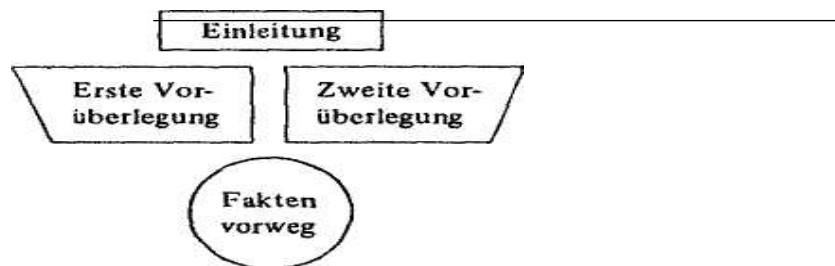
Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich in das komplizierte Muster der Gedankenführung in diesem Text einzulesen. Die typografische Gestaltung kann dazu Hilfestellung bieten:

Einleitung, erste und zweite Vorüberlegung – dieser Teil erscheint in Groteskschrift. Dieses dreiteilige Einleitungsstück enthält sowohl die inhaltliche wie die methodologische Rechtfertigung für die Anlage des Gesamttextes. Außerdem eignet es sich vorzüglich zur unterrichtlichen Erörterung der Frage nach dem Sinn von Geschichtsunterricht.

Der Faktenkatalog und die „Geschichte der Post“ sind als Haupttext in Antiqua gesetzt.

Sämtliche Quellen sind durch besondere Schrifttypen hervorgehoben: Texte, die vor der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sind, werden entweder als Facsimile abgedruckt oder sind in Fraktur gesetzt; alle jüngeren Dokumente erscheinen in Kursivschrift. In sämtlichen Hauptteilen findet man dazwischengeschobene Stücke; sie sind in Schreibmaschinenschrift gesetzt. Der Erzähler tritt gleichsam einen Schritt vor und auf den Leser zu und wendet sich direkt an ihn. Manchmal ist es ein erklärender Einschub, eine kommentierende Zwischenbemerkung, oder es sind Überlegungen, Einfälle, Nebengedanken, die sich einfach aufdrängen, ohne daß sie ganz unmittelbar mit dem Hauptthema zu tun hätten; manchmal wird bisher Ausgeführtes zusammengefaßt, noch einmal mit einem ganz anderen Beispiel verdeutlicht, oder aber es werden ganz präzise Aufgaben gestellt, und zu eigenem Nachdenken wird gezielt angeleitet.

Der Leser wird sehr bald merken, daß man das Ganze gerne mehrmals von vorn bis hinten durchliest. Nur so überblickt man allmählich, was an welcher Stelle steht und warum es gerade dort eingefügt worden ist. Als Groborientierung mag das folgende Übersichtsschema dienen, das den formalen Aufbau (ohne alle Vor- und Rückgriffe, ohne alle didaktischen Zwischenschübe) nachzeichnet:



Geschichte der Post			
röm. Post	niederl.-ital. Postkurs / Metzgerposten	Thurn und Taxis	Postkutschenzeit Bildungsreisen Briefkultur
alte Ordnung		Eisenbahn Telegrafie Telefon neue Ordnung	

Für den Unterricht bieten sich ganz unterschiedliche Zugänge zum Gesamtkomplex an:

- Man kann mit den einzelnen Dokumenten einsetzen und dann deren „Umgebung“ im Text sondieren: Warum tauchen sie gerade in diesem Zusammenhang auf?
- Man kann die Fakten herauspräparieren und dann fragen, warum sie in diesem Zusammenhang gerade so eingebaut wurden. Was blieb – im Vergleich zu sonstigen Darstellungen der Postgeschichte in anderen Schulbüchern - unberücksichtigt, und was kommt hier neu dazu?
- Man kann versuchen, die „Zweiten Vorüberlegungen“ auf Thesen zu bringen und diese dann diskutieren.
- Man kann eine Kurzfassung der „Geschichte der Post“ erarbeiten, in der dennoch die Grundanlage dieser Darstellung erhalten bleibt – oder aber damit eine bestimmte Tendenz deutlich verfolgen. Was wird in jedem dieser Fälle jeweils weggelassen und warum?
- Man kann Einzelstücke und ganze Teile herauslösen und unter neuen Fragestellungen in die unterrichtliche Rekonstruktion anderer Problemzusammenhänge einbringen. So z. B. lässt sich das Problem der Effizienz und Humanisierung der Arbeit unmittelbar zusammenbringen mit dem, was hier unter den Stichworten „alte Ordnung/neue Ordnung“ ausgeführt ist.
- Man kann versuchen, unter bestimmten Fragestellungen neue Vermutungen anzustellen, die dann mit anderem Quellenmaterial zu belegen wären.

Einleitung

Es gehört zu den unberechenbaren Launen der Mode, immer mal wieder etwas hochzuspielen, von *dem* man glaubte, daß es endgültig begraben sei. Dinge, die man nicht mehr sehen zu können glaubte, werden, wenn man sie nur lange genug aufbewahrt, plötzlich zur großen Masche. Es ist noch gar nicht lange her, daß man kluge Leute mit guten Gründen sagen hörte, man könne sich alles vorstellen, nur keine jungen Leute mit Bärten. Zur Zeit ist es nachgerade Mode geworden, den alten Plunder, die Gebrauchsgegenstände unserer Urgroßväter, das unbrauchbar gewordene Zeug, das als Gerumpel in irgendeiner Ecke verstaubt, abzustauben und zur Dekoration in den modernen Wohnzimmern und Fluren aufzustellen. Im Zeichen dieser – wie man sie heute zu nennen pflegt – Nostalgiewelle, werden auch Gebrauchsgegenstände, Utensilien, feilgeboten, die mit der Post vergangener Zeiten zu tun haben. Altmodische Telefone, Posthörner, gußeiserne Briefkästen, Schilder von Gaststätten „Zur Post“ sind, gegen teures Geld versteht sich, zu haben. Warum soll man schließlich auch kein Posthorn an die Wand hängen, wenn man schon ein Spinnrad in der Ecke stehen hat. Alte Stiche und Bilder von Postkutschen und Postseglern werden nachgedruckt; Drucke englischer Postkutschen sogar in Serien. Inzwischen hat ein Maler sich darauf verlegt, Wirtshausschilder zu malen, die nicht an Gasthäusern angebracht werden, sondern als Wandschmuck in Wohnungen. Bei dem guten Ruf, den die Gasthöfe und Hotels „Zur Post“ genießen, spielen die entsprechenden Schilder eine besondere Rolle.

Die Post scheint in eigentümlicher Nachdrücklichkeit zum Kramen in der Vergangenheit einzuladen. Mit der Postkutsche und dem Postkutscher, der auf seinem Hörn Lieder in die Gegend schmettert, verbindet sich die Vorstellung von der guten alten, gemütlichen Zeit; einer Zeit, in der man Zeit hatte, nicht so gehetzt war, einer Zeit, nach der man sich zurücksehnt.

Wir wollen uns in den folgenden Betrachtungen auch mit den früheren Einrichtungen der Post beschäftigen und auch von der Postkutsche und den Posthörnern reden. Trotzdem, so glauben wir, huldigen wir nicht der Nostalgiewelle. Wir meinen vielmehr, daß es über die Mode hinaus einen

6

Sinn hat, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Davon wird zuerst gesprochen werden müssen. Erstens, warum wir von den früheren Zuständen "der Post reden, was uns an den Postkutschen interessiert, und zweitens, w i e wir davon reden, wenn wir nicht bloß 100 Jahre alten und älteren Staub wischen.

7

Erste Vorüberlegung

Die Post – Gegenstand von Empfindungen und Gefühlen

Die „Traube-Post“ in XY-Dorf ist ein Speiserestaurant, die „Sowieso-Post“ in der Sowieso-Kleinstadt ein Hotel, und das Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ ist zunächst einmal ein Lied, das man, weil der Herr Bundespräsident eine Schallplatte damit besungen hat, ziemlich häufig zu hören bekommt. Die Besonderheit *der* Gasthäuser und Hotels, in denen der Name Post vorkommt, liegt darin, daß ihnen ein besonderer Ruf angehängt wird. In so benannten Lokalen, sagt man, speise man in der Regel besonders gut: Kost, heißt es, reime sich auf Post.

Ob die Lokale, die den Namen Post im Schilde führen, ihren Ruf zu Recht tragen, soll hier nicht weiter erörtert werden. Mir wollen ja keinen Hotel-Führer und erst recht keine Reklame machen. Uns interessiert auch nicht, warum sich der Bundespräsident ausgerechnet mit diesem Lied in der Öffentlichkeit hören läßt. Unsere Frage ist vielmehr, wie der Name Post in (oder auf) das Wirtshausschild kommt bzw. was der gelbe Wagen mit der Post zu tun hat, die uns Briefe zustellt und Telefone einrichtet und die Gebühren von Zeit zu Zeit erhöht.

Es gibt Gasthausschilder, die z.B. aus einer vergoldeten Sonne und einem Postreiter zusammengesetzt sind. Postreiter und die Fahrer von Postfuhrwerken werden auch Postillion (frz. postillon) genannt. Der auf dem Sattelpferd reitende Postillion wurde auch Chevalier genannt; daraus ist dann - in der Schweiz - Schewalger und schließlich Schwager geworden. Der Name Schwager für den Mann auf dem gelben Wagen bezeichnet also keine Verwandtschaftsbeziehung.

Wir sagten, es gehe uns in den folgenden Betrachtungen um die Frage, wieso der Name Post als Gasthausname verwendet werden konnte. Wenn wir so fragen, vermuten wir, daß Gasthäuser irgendwann einmal eine wichtige Aufgabe im Rahmen des Post-

wesens erfüllt haben. Das muß zu einer Zeit gewesen sein, als die Post mit gelben Postkutschen, auf denen Schwager saßen, die ab und zu das Posthorn geblasen haben, nicht nur Briefe und Pakete, sondern auch Reisende befördert hat (wie es heute die Eisenbahn tut). Ob dann die Gasthäuser "Zur Post" die Bahnhofsgaststätten von anno dazumal waren, oder mehr, oder etwas anderes, das ist die Frage.

Bis jetzt hat es noch den Anschein, als wollten wir lediglich herausbringen, daß die Post zur Postkutschenzeit anders funktioniert hat. Das wollen wir in der Tat auch. Wenn ihr euch den Text des Liedes genauer ansieht, werdet ihr feststellen, daß die Postkutsche darin nicht in erster Linie als ein - im Vergleich zu unseren Autos oder Eisenbahnwagen - unbequemes Fahrzeug vorkommt.

Hoch auf dem gelben Wagen

*Hoch auf dem gelben Wagen sitz' ich
beim Schwager vorn. Vorwärts die
Rosse traben, lustig schmettert das
Hörn. Berge, Wälder und Matten,
wogendes Ährgold. Ich möchte
wohl ruhen im Schatten, aber der
Wagen, der rollt.*

*Flöten hör' ich und Geigen,
kräftiges Baßgebrumm, lustiges Volk
im Reigen tanzt um die Linde
hemm, wirbelt wie Laub im Winde,
jubelt und lacht und tollt. Ich bliebe
so gern bei der Linde, aber der
Wagen, der rollt*

*Postillon an der Schenke füttert
die Rosse im Flug; schäumendes
Gerstenge tränke bringt uns der
Wirt im Krug. Hinter den
Fensterscheiben lacht ein
Gesichtchen hold. Ich möchte so
gerne noch bleiben, aber der
Wagen, der rollt.*

*Sitzt einmal ein Gerippe
hoch auf dem Wagen vorn,
trägt statt der Peitsche die Hippe,
Stundenglas statt Hörn,
ruf ich: Ade, ihr Lieben,
die ihr noch bleiben wollt.
Ich war' ja so gern noch geblieben,
aber der Wagen, der rollt*

Wären wir nur auf dieses Lied angewiesen, so würden wir niemals feststellen können, wie eine Postkutsche ausgesehen hat, wie viele Passagiere sie fassen konnte, wie sie funktionierte, von wie vielen Pferden sie gezogen wurde. Es sind vielmehr ganz bestimmte Empfindungen, Gefühle oder Erlebnisse, die der "Liedermacher in der Form einer Reise mit der Postkutsche ausdrückt.

Für den Postillon, der die Postkutsche gefahren hat, war sie ein Ding, das in verschiedene Teile zerlegt werden konnte, ein Ding, das er instand halten mußte; die Felder und Wiesen und Auen, die er durchfahren mußte, waren ihm längst vertraut und uninteressant geworden: Worauf er zu achten hatte, waren die verdammten Schlaglöcher in den Straßen und Wegen. Für den Liedermacher dagegen war die Reise mit der Postkutsche kein wirklicher Vorgang, der zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort und unter bestimmten Umständen stattgefunden hat, sondern fast alles Ausdrucksmittel für Gefühle, die auf das menschliche Leben im Ganzen gerichtet sind: seine Vergänglichkeit vor allem.

Ihr kennt sicher das Lied von Reinhard Hey, das sich auf das Fliegen bezieht. Der Flug wird darin zum Ausdruck des Erlebnisses der grenzenlosen Weite und der Freiheit. Versucht, das Lied "Hoch auf dem gelben Wagen" mit dem "Der Postillon" von Nikolaus Lenau zu vergleichen.

Der Postillon

*Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.*

*Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen:
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.*

*Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach.
All' der Frühlingskinder.*

*Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume.
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.*

*Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen. Über
Berg und Thal davon Frisch
sein Hörn erschallen.*

*Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen, Die
durchs blühende Revier Trabten
mit Behagen.*

*Wald und Flur im schnellen **Zug**
Kaum begrüßt – gemieden; Und
vorbei, wie Traumesflug, Schwand
der Dörfer Frieden*

*Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen, Der
den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.*

*Hingelehnt an Bergesrand War
die bleiche Mauer, Und das
Kreuzbild Gottes stand Hoch, in
stummer Trauer.*

*Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber; Und die
Rosse hielt er an, Sah zum Kreuz
hinüber:*

*„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad In der
kühlen Erden!*

*Ein gar herzlicher Gesell.'
Herr, 's ist ewig schade! Keiner
blies das Hörn so hell, Wie mein
Kamerade!*

*Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen Zum
getreuen Brudergruß Sein
Leiblied zu blasen!"*

*Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge, Daß es in die
Grabesruh Seinem Bruder dränge.*

*Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder. Ob
der tote Postillon Stimmt 'in
seine Lieder.*

*Weiter ging's durch Feld und Hain
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.*

Überlegt auch einmal, welche Gefühle in den folgenden beiden Gedichten sozusagen greifbar und dingfest gemacht wurden. Es handelt sich um zwei Gedichte von Joseph von Eichendorff. Das erste lautet:

*Da fahr' ich still im Wagen, Du bist
so weit von mir, Wohin er mich
mag tragen, Ich bleibe doch bei dir.*

*Da fliegen Wälder, Klüfte Und
schöne Täler tief, Und Lerchen
hoch in Lüften, Ah ob dein
'Stimme rief.*

*Die Sonne lustig scheint
Weit über das Revier, Ich
bin so froh verweinet
Und singe still in mir.*

*Vom Berge geht's hinunter, Das
Posthorn schallt im Grund, Mein
See!' wird mir so munter, Grüß'
dich aus Herzensgrund.*

*Es schienen so golden die Sterne, Am
Fenster ich einsam stand Und hörte
aus weiter Ferne Ein Posthorn im
stillen Land. Das Herz mir im Leibe
entbrennte, Da hob' ich mir heimlich
gedacht: Ach, wer da mitreisen
könnte In der prächtigen
Sommernacht!*

in einer ganz anderen Bedeutung kommt die Postkutsche im Western vor. Sie stellt darin die im Westen einzige, immer aber die wichtigste Verbindung zwischen den Siedlungen dar. Außerhalb der Siedlungen beginnen die unvorhersehbaren Überraschungen und Abenteuer, das Land der Gesetzlosen.

Versucht einmal, euch den Typ des Postkutschers im Western zu vergegenwärtigen. ;

Veränderung der Verhältnisse – Wandel der Gefühle

Es dürfte bereits jetzt hinreichend deutlich geworden sein, daß die Dinge, die mit der Post im Zusammenhang stehen, nicht nur Aufgaben beim reibungslosen Funktionieren der Post erfüllten. Du den Ausbau des Postwesens wurden vielmehr ganz neue Formen, die Welt und die anderen Menschen sehen, bereitgestellt. Die Requisiten der Post wurden als Erinnerungen an diese Formen, die Welt zu erleben, verstanden: Der Anblick einer Postkutsche und der Klang des Posthorns riefen bei den Leuten Gefühle und Empfindungen wach, die sich auf das Reisen beziehen: das Fernweh und die Freude, aus dem alltäglichen Trott herauszukommen. Ihr kennt solche Gefühle ja auch als Vorfreude auf eine Urlaubsreise. Dabei wird man in eine eigentümliche Erregung versetzt, man wird ganz kribbelig. Demjenigen, der in der Ferne zu leben gezwungen war, mag die Postkutsche das Heimweh die Augen getrieben haben. Es kann sein, daß die Gastarbeiter, die sich, aus welchen Gründen auch sonst, gerne auf Bahnhöfen aufhalten, beim Anblick der Fernzüge ähnlich empfinden. Für den Autor von "Hoch auf dem gelben Wagen" ist die Reise mit der Postkutsche, die an viele Stellen, an denen es sich gut sein ließe, vorbei führt, ein Sinnbild der Vergänglichkeit des Lebens. Es wäre hier auch darauf hinzuweisen, daß die Redensart "wenn einer eine Reise tut, kann was erzählen" für die Reisen mit der Postkutsche eher zugetroffen hat als für unsere Reisen mit D-Zügen und Autos.

Für eine Fahrt nach Italien, die man mit dem Auto an einem Tag zurücklegt, brauchte man mit der Postkutsche beinahe eine ganze Woche. Entscheidend ist aber nicht die Dauer der Reise, sondern daß man früher mehr fremde Eindrücke zu verarbeiten hatte als heute. Wir finden an den Urlaubsorten

ten das gewohnte Essen, die gewohnte Zeitung vor. An der Adriaküste ist für uns Deutsche im Sommer beinahe gar nichts mehr anders: Der Urlaubsort ist für uns nur darin von zu Hause unterschieden, daß man dort einen langen Sonnentag verbringen kann. Dagegen wurde das Reisen mit der Postkutsche als eine seelische Anstrengung empfunden, als geistiger Ausgleichssport - wie das Skilaufen für den, der sonst nur Auto fährt.

Bei all dem haben wir außerdem noch zu berücksichtigen, daß man das Reisen lange Zeit keineswegs als etwas Feines geschätzt hat.

Das "fahrende Volk" - das sind die Marktleute und die Schauspieler und Musikanten, die heute da und morgen dort in Gasthäusern auftreten mußten - wurde lange Zeit als Menschen zweiter Klasse behandelt, so wie man es heute noch mit den Zigeunern hält. Dies alles *müssen* wir noch genauer und ausführlicher darstellen. Vorläufig sollte nur angedeutet werden, worum es uns im folgenden geht, was wir mit der "Post" wollen. Wir wollen, um es geradeheraus zu sagen, zeigen, daß sich nicht nur die technischen Dinge der Post ändern, dies, daß *man* Briefe nicht mehr mit der Kutsche befördert, daß man schnell telefonieren und telegrafieren kann, so daß es langer Briefe erst gar nicht mehr bedarf, sondern mit diesen technischen Dingen verändern sich immer auch Möglichkeiten der Erfahrung und Empfindung. Wir meinen damit, daß wir heute unsere Welt anders erleben als die Leute zur Postkutschenzeit. Dabei steht weder zur Debatte, daß wir es heute weiter gebracht haben als die, die sich mit acht Gäulen durch die Gegend plagen mußten, noch daß sie es damals - was so auch nicht stimmt - gemütlicher hatten. Worum es allein geht, ist, daß wir heute die Welt anders erleben; eine Wertung ist" mit der Andersartigkeit nicht verbunden. Diese Veränderungen, in denen sich die Beziehungen der Menschen zu den Dingen und zu den

Mitmenschen gänzlich verändern, nennt man geschichtliche Veränderungen. Die Wissenschaft, die sich mit diesen Veränderungen beschäftigt, ist die Geschichte.

Geschichte der Post ~ was will sie zeigen?

Eine Geschichte der Post muß sich selbstverständlich um die technischen Veränderungen des Transport- und Verkehrswesens kümmern: um den Ausbau des Straßennetzes vor allem, um das Aufkommen und die Entwicklung der Eisenbahn und um die Verbesserungen der Nachrichtentechnik (Telefon und Telegraf). Geschichtliche Darstellungen sind allerdings immer auch darauf angelegt, die Veränderungen der Technik im Zusammenhang mit Wandlungen der Beziehungen der Menschen zueinander zu sehen. Dabei wird weder behauptet, daß die Veränderungen der Technik den Wandel der menschlichen Beziehungen verursachen, noch umgekehrt, daß der Wandel der Beziehungen den Fortschritt der Technik bewirkt. In geschichtlichen Betrachtungen werden keine unbeantwortbaren Fragen von der Art gestellt: Was war zuerst, die Henne oder das Ei?

Es könnte nun allerdings sein, daß wir zwar keine unbeantwortbaren Fragen, wohl aber solche zu stellen begonnen haben, die man mit jedem Einfall, der einem gerade so kommt, beantworten kann. Was die Menschen einer vergangenen Zeit wirklich gedacht und gefühlt haben, können wir nicht wissen. Wir müssen uns trotzdem ständig ausdenken, was die Leute damals gedacht oder gefühlt haben mögen.

Und dann gibt es noch ein Weiteres zu bedenken. Wahrscheinlich hat ein Kaufmann, der um das Jahr 1830 mit der Postkutsche unterwegs war, an seine Geschäfte und nicht – wie der Autor von „Hoch auf dem gelben Wagen“ – an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit seines Lebens gedacht. Ober die Gedanken und Gefühle anderer Leute nachzudenken ist eine zweifelhafte Angelegenheit, zumal dann, wenn diese Leute in einer anderen Zeit, unter ganz anderen Lebensbedingungen gelebt haben. Deshalb ist man gut beraten, nicht über Gedanken anderer zu spekulieren, sondern darzustellen, unter welchen Lebensbedingungen und Verhältnissen die Leute, sagen wir: um das Jahr 1830, gelebt haben. Nur wenn man auf die wirklichen Verhältnisse eingeht, kann man z. B. erklären, warum im Jahre 1830 in Preußen

500 000 Personen mit der Postkutsche reisten; das ist die Hälfte aller deutschen Postkutschenbenutzer im Jahre 1830.

Preußen war in dieser Zeit offensichtlich ein mächtiger Staat mit einer blühenden Wirtschaft. Der Ausbau des Postwesens, also des Transportes und der Nachrichtenübermittlung, sind von großer Bedeutung für die Wirtschaft (Handel und Gewerbe) eines Landes und für das Militär, an dem sich die Stärke eines Landes beweist, seine Möglichkeit, über die eigenen Grenzen hinaus Einfluß zu gewinnen. Die Geschichte der Post muß die Post somit im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen sehen, was immer einzelnen „Spinnern“ beim Anblick einer Postkutsche eingefallen sein mag.

Gleichwohl verfolgen wir mit unserer Darstellung ein anderes Ziel. Uns scheint nämlich die Tatsache besonders interessant zu sein, daß mit der Post zum erstenmal eine öffentliche Einrichtung geschaffen wurde, deren Dienste von allen Leuten, ob arm oder reich, Handwerker, Fabrikarbeiter oder Bauern, in gleicher Weise beansprucht werden konnten. Jeder kann seine Briefe nach Bestimmungen, die für alle in gleicher Weise gelten, befördern lassen. Was die Dienstleistungen der Post in besonderer Weise ermöglichen, ist der Austausch von Nachrichten. Für „Austausch von Nachrichten“ sagt man heute auch „Kommunikation“. Die besondere Form der Kommunikation, die durch die Post ermöglicht wird, ist diejenige, bei der die Partner sich nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten brauchen. Selbst Leute, die einander nicht kennen, sich noch nie gesehen haben und nichts miteinander zu tun hatten, können mit Hilfe der Post kommunizieren. Wenn nun aber zwei Menschen sich austauschen wollen, die nie etwas miteinander zu tun hatten, müssen sie für sich selber gemeinsame Interessen entdecken; Interessen, die möglicherweise nichts mit ihrem Beruf oder ihren besonderen Lebensbedingungen zu tun haben. Vielleicht gibt es sogar Interessen, die von allen Bürgern eines Landes oder gar von allen Menschen geteilt werden.

Wir wollen uns vornehmlich mit der Entdeckung solcher gemeinsamer Interessen und der Rolle, die die 'Post dabei spielte, beschäftigen.

Zweite Vorüberlegung

Betrachtungen – Detektivarbeit

Gemeinsamkeiten von Betrachtungen und Detektivarbeit

Die Arbeit, die euch die folgenden Überlegungen zumuten, wurde mit dem Ausdruck "Betrachtungen" angezeigt. Gemeint ist damit eine Art des Denke das einzelne Tatsachen mit anderen Tatsachen in einen Zusammenhang bringt.

In einem Kriminalroman kennt der Leser genau so viele Tatsachen wie der „Stardetektiv“. Der Stardetektiv kann die Tatsachen nur besser miteinander verbinden, kombinieren, er zählt, wie es immer heißt, zwei und zwei zusammen. Was heißt hier aber „zwei und zwei zusammenzählen“ oder Tatsachen in einen Zusammenhang bringen? Im Kriminalroman selber wird dieses Zusammenzählen von Tatsachen immer mit einem Puzzle verglichen. Aus einzelnen herumliegenden Stücken wird ein ganzes Bild zusammengesetzt, in dem Dinge und Tätigkeiten und Beziehungen erkennbar werden. Für sich genommen sind die Tatsachen, die man zu Beginn des Krimis weiß, so blödsinnig, wie die Stücke eines Puzzlespiels. Nichts geht zusammen, nichts will zusammenpassen. Es ergibt keinen Sinn. Am Ringfinger des Ermordeten findet sich die Spur eines lang getragenen Ringes: ein blasser, ungebräunter Streifen um den Finger. Dabei stellt sich heraus, daß das Opfer nie in seinem Leben Ringe getragen hat.

Als gewitzte Krimikenner wißt ihr, daß gerade die Ungereimtheiten in einem Fall S p u r e n sind, denen der Kriminalist nachgehen muß. So besteht die besondere Fähigkeit des Kriminalromanhelden darin, Ungereimtheiten zu entdecken. Er hat eine Nase für das, was an einem Fall nicht zusammenpaßt. Ihr kennt das ja. Euch fallen bestimmt eigene Beispiele ein. Bleiben wir noch eine Weile bei der Betrachtung von Kriminalromanen stehen.

Wenn der Detektiv fragt, wie die Tatsachen, die er kennt, zusammenpassen, dann fragt er eigentlich nach der Begebenheit danach, wie das, was geschehen ist, sich zugetragen haben könnte. Den Ablauf des Geschehens kennt er ja nicht. Die Zeugen des Geschehens sind entweder tot, oder sie verschweigen die Wahrheit. Der Detektiv muß raten. Seine Vermutungen sind richtig, wenn sich die Tatsachen in den erratenen Verlauf zu einem Ganzen zusammenfügen lassen. Wenn alles aufgeht. Man könnte sagen: Der Kriminalist bringt mit seinen Vermutungen die Tatsachen, die er kennt, zum Reden. So könnte die Ringspur in unserem Beispiel besagen, daß der Ermordete gar nicht der ist, für den man ihn gehalten hat. Die Tatsachen besagen oder bedeuten etwas im Zusammenhang einer Begebenheit, die sich der Kriminalist, da er keine Zeugen hat, zusammenreimt; sie sind zunächst einmal nur in seiner Erzählung und Darstellung vorhanden. Die Erzählung malt die Begebenheit aus, macht ein Bild, eine Vorstellung davon. Wenn die Geschichte den Täter überführen soll, muß sie allerdings mit Tatsachen belegt werden können, und zwar so, daß bei den gegebenen Tatsachen die Begebenheit so und nur so, wie der Kriminalist sie erzählt, hat verlaufen können.

Wir unterbrechen an dieser Stelle. Es sollte gezeigt werden, daß in der Kriminalgeschichte Tatsachen durch Erzählungen zum Sprechen gebracht werden, so daß die Erzählung selbst als nichts anderes erscheint, denn als die Deutung und die Enträtselung von rätselhaften, ungeräumten, nicht zusammenpassenden Tatsachen. Dabei erzählt die Geschichte, was die Tatsachen sagen, wenn sie in der Erzählung zum Sprechen gebracht werden. In der Erzählung wird der Verlauf einer Begebenheit, für die man zunächst keine Augenzeugen hat, rekonstruiert.

Unterschiede zwischen Betrachtung und Detektivarbeit

Die Betrachtungen, die wir im folgenden über die Post anstellen wollen, gehen ebenfalls von bekannten Tatsachen aus, und sie verfolgen die Absicht, diese Tatsachen zum Sprechen zu brin-

gen. Im Unterschied zum Detektiv der Kriminalgeschichte haben wir es jedoch zunächst einmal mit einer unübersichtlichen Fülle, mit einer unendlichen Anzahl von Tatsachen zu tun. Wenn wir nur die Namen der Posthalter, Postboten, Beamten, also der Leute aufzählen wollten, die seit der Einrichtung der Post um das Jahr 1500 herum mit der Post zu tun hatten, käme man an kein Ende. Das Gleiche würde uns geschehen, wenn wir alles aufzählen und erzählen wollten, was sich im Zusammenhang der Briefzustellung im Laufe der Jahrhunderte ereignet hat. Es gibt aber noch einen anderen, ebenso wichtigen Unterschied zum Detektiv. Die Helden der Kriminalgeschichten wissen von vornherein, welche Tatsachen sie etwas angehen und welche nicht. Den Detektiv interessieren von vornherein nur die Tatsachen, von denen er sich eine Antwort auf die Frage erwartet, wer (unter einer begrenzten Anzahl von Verdächtigen) wie und bestenfalls noch warum eine Tat begangen hat. Durch diese genaue Frage werden bereits eine Menge von Tatsachen für unwichtig erklärt. Die raffinierten Verfasser von Kriminalgeschichten berichten solche unwichtigen Tatsachen nur, um den Leser an der Nase herumzuführen. Daß zum Beispiel Los Angeles um die Jahrhundertwende weniger als hunderttausend Einwohner hatte, ist für die Aufklärung des Mordfalles, bei dem die Ringspur eine Rolle spielt, unerheblich.

Wir haben bereits ausgeführt, daß unsere Betrachtungen von der Frage geleitet werden, was uns die Tatsachen über die Post von der Art erzählen, wie die Menschen einer bestimmten Zeit ihre Welt erfahren haben, was sie uns darüber erzählen, was diese Menschen bewegt und aufregt, und was sie kalt gelassen hat. Diese Frage ist allerdings so allgemein und umfassend gestellt, daß man im vor-

aus gar nicht sagen kann, welche Tatsachen wichtig werden können. So kann die Tatsache, daß sich die Bevölkerung Europas zwischen 1450 und 1600 um ungefähr 170 Millionen, um ein Drittel, vermehrte, für unsere Frage genauso wichtig werden wie die, daß die Bürger von Knittlingen im Jahre 1555 in einer Beschwerde an den Herzog Christoph von Württemberg verlangten, die "Postbehausung" außerhalb der Stadtmauern zu legen.

Betrachtungen – wozu?

Nun werdet ihr fragen: Warum sollen wir uns dafür interessieren, was die Menschen um das Jahr 1500» oder die vor 200 Jahren bewegt hat? Ist es nicht anständiger, die Verstorbenen ruhen zu lassen, als neugierig und indiskret in ihren Briefen und sonstigen Aufzeichnungen herumzuwühlen? Die Antwort auf diese Frage könnte etwa so lauten: Indem wir versuchen, uns ein Bild von den Menschen vergangener Zeiten zu machen, bringen wir gleichzeitig – für uns selber – ans Licht, was wirklich unwiederbringlich vergangen ist. Um zu verdeutlichen, was mit dieser Antwort gemeint ist, darf ich euch daran erinnern, daß es heute noch Leute gibt, die sagen: Es ist doch jammerschade, daß wir das Briefeschreiben nicht mehr so pflegen und kultivieren wie unsere Vorfahren vor hundert Jahren. Damit haben wir zugleich die Fälligkeit verloren, so sagen diese Leute, mit anderen Menschen ohne Zweck oder Hintergedanken uns zu beschäftigen. Wenn man so denkt, muß man folgerichtig fragen: Was müssen wir tun, damit die Menschen wieder lernen, solche Briefe zu schreiben? (Es soll niemand sagen, er habe keine Zeit zum Briefeschreiben.) Man könnte aber auch sagen: Was die Leute in ihren Briefen von sich gegeben haben, war doch bloß Seelenschmalz und Edelkitsch. Die hatten sich doch in ihren langen Briefen auch nicht mehr zu sagen

als eure älteren Geschwister, die zum Ärger eure Eltern stundenlang miteinander telefonieren. Es geht uns hier gar nicht darum zu entscheiden, wie man über das Briefeschreiben denken soll. Wir wollen uns nur eines klarmachen: Indem wir versuche uns ein Bild von den Menschen der Vergangenheit machen, stellen wir zur Diskussion, was für uns selbst heute noch gelten soll, und was wir für vergangen, für erledigt betrachten wollen. Dabei werden wir immer auch die Entdeckung machen, daß es Sachen gibt, von denen wir bloß glauben, daß sie endgültig vergangen sind. Unter dem Deckmantel dieses Glaubens und dieser Meinung praktizieren wir sie aber lustig weiter. Wir haben uns viel darauf zugute gehalten, niemanden wegen seiner Ansichten, seiner Religions- oder Rassenzugehörigkeit einzusperren und gar zu foltern... Wir hätten die Antwort, die wir auf die Frage, w. uns die Beschäftigung mit der Geschichte nützt, geben versuchten, auch daran diskutieren können, ob es einen Sinn hat und welchen, Schülern des 4. Grundschuljahres zuzumuten, sich mit irgendeinem Gedicht von Joseph von Eichendorff zu beschäftigen (ein Eichendorff-Gedicht steht bestimmt auch in eurem Lesebuch). Versucht einmal selbst, diese Frage unter dem Gesichtspunkt zu überlegen, den wir uns am Problem des Briefeschreibens erarbeitet haben. Indem wir uns ein Bild von den Menschen der Vergangenheit machen, machen wir uns ein Bild von uns selbst, von der Art, wie wir denken, erleben, handeln, was wir für richtig und schön oder praktisch halten, und was für uns vergangen ist und uns nichts mehr angeht.

Geschichte erzählen – ein Bild machen

Nun ist das Bildmachen, von dem wir jetzt reden, freilich so eine Sache. Der Detektiv kann seine

Erzählung, d.h. seine Rekonstruktion des Herganges einer Tat, so hieb- und stichfest machen, daß jedermann zugestehen muß: Es kann nur so gewesen sein. Der Detektiv kann ja deshalb auch dem Täter auf den Kopf zusagen: Du mußt es gewesen sein.

Das Problem von Betrachtungen

Die Bilder, um die es bei unseren Betrachtungen geht, können nicht in der gleichen Weise hieb- und stichfest gemacht werden. Es könnte immer auch anders gewesen sein. Wir können niemanden fragen, ob es sich so zugetragen hat, wie wir es vermuten. Wir können die Dichter nicht fragen, ob sie wirklich das gedacht haben, was wir meinen, das sie sich haben denken müssen; wir können die Politiker nicht fragen, ob sie das auch wirklich gewollt haben, was wir ihnen als Absicht unterstellen. Zu einem endgültigen "So muß es gewesen sein" bringen wir es im Unterschied zum Detektiv nicht. Unsere Betrachtungen bleiben stets Vermutungen. Das entbindet uns nicht von der Verpflichtung, unsere Vermutungen mit Tatsachen zu belegen. Daß wir es zu keiner abschließenden Feststellung bringen können, zeigt nur an, daß wir entweder viel zu wenig Tatsachen kennen oder daß es uns nicht gelingt, die Tatsachen richtig zu ordnen und zu kombinieren. Wir müssen daher immer wieder von vorn anfangen. Was auf den folgenden Seiten über die Post gesagt wird, ist daher auch alles andere als ein Evangelium oder eine Lehre, an die ihr euch halten müßt. Natürlich möchte ich euch nicht anlügen oder auf falsche Spuren setzen. Ich bin der Meinung, daß man es so sehen kann, wie ich es euch vorzutragen versuche. Gleichzeitig bin ich aber auch überzeugt, daß man vieles anders sehen kann oder muß, daß ich viel zu wenig Tatsachen berücksichtigt habe usw. Der langen Rede kurzer Sinn, es geht darum, daß mein Vortrag keine gül-

tige Lehre ist, daß ich nicht sagen kann, wie es tatsächlich war.

'Sichtig verstanden habt ihr mich nur dann, wenn ihr das, was ich sage, anzweifelt, in jedem Fall überprüft an den Tatsachen, die ich euch mitteile, oder an solchen, die ihr euch selbst beschaffen könnt. Wenn meine Ausführungen einen Wert haben, dann höchstens den eines ganz groben Umrisses, aus dem ihr euch erst noch ein klares Bild zeichnen müßt.

In diesem Zusammenhang muß noch erwähnt werden, daß viele kluge Leute den Schülern eures Alters solche Betrachtungen gar nicht zutrauen. Sie sprechen euch die Fähigkeit ab, solche Betrachtungen anzustellen. Mit anderen, ebenfalls kluger Leuten bin ich aber der Meinung, daß auch Kinder alles verstehen, was man klar und deutlich aussprechen kann. Was man aber nicht klar und deutlich sagen kann, kann niemand verstehen, auch die Erwachsenen nicht. Die Erwachsenen sprechen oft in Abkürzungen miteinander, d.h. sie sagen nicht alles, was sie meinen, weil sie sich darauf verlassen, daß ihr Gesprächspartner sich ausdenken kann, was sie ausdrücken möchten. Häufig aber verlernen die Erwachsenen dabei, das auszudrücken, was sie in Abkürzungen und Formeln denken. Sie können dann mit ihresgleichen reden, aber schon nicht mehr mit Fachleuten aus anderen Branchen. Die Erwachsenen verlernen es, ihre Gedanken klar und deutlich auszudrücken. Auch deshalb habt ihr es manchmal so schwer mit ihnen. Sich klar und der Sache angemessen auszudrücken, ist zu einer harten Arbeit geworden, die vielfach nur noch den Schriftstellern gelingt. Daß ich kein Schriftsteller bin, macht die Sache für euch nicht einfacher. Zwischen euch und den Gedanken, zu denen ihr eingeladen werdet, stellt sich das Unvermögen, mich klar auszudrücken. Ich sage das nicht nur, um mich zu entschuldigen, wengleich

ich das auch möchte. Vielmehr: Wenn ihr etwas nicht versteht von all dem, was euch in ungewohnter Weise zugemutet wird, liegt das nicht an eurer Art zu denken, sondern an den *Unarten meines* Redens und Schreibens. Fragt daher, wenn ihr mit dem, was da steht, nicht zu Rande kommt, fragt jeden, von dem ihr glaubt, daß er euch helfen kann.

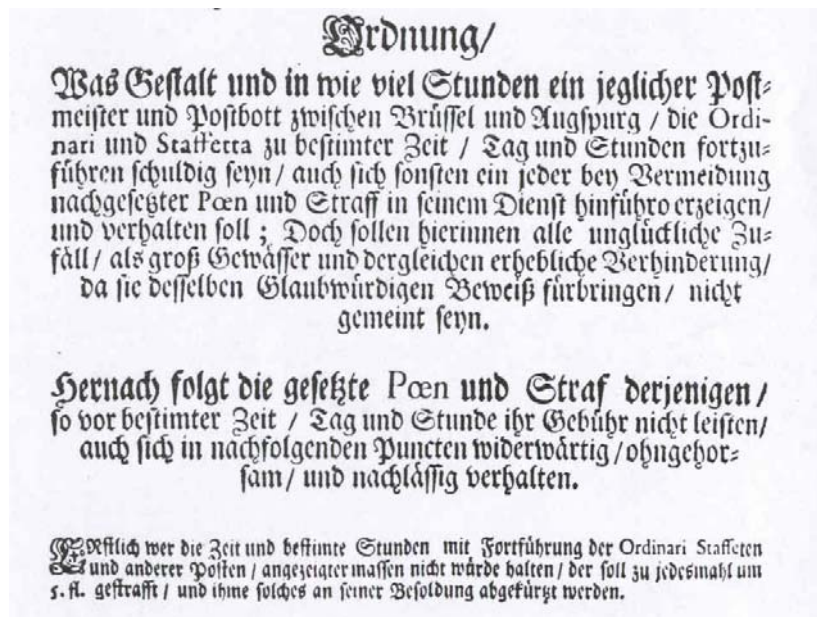
Einige Daten und Fakten vorweg

Der niederländisch-italienische Reitpostkurs

Kaiser Maximilian I. (1459 – 1519) hatte durch seine Heirat mit Maria von Burgund (1477) zu seinem österreichischen Besitz auch die Niederlande gewonnen. Er selbst residierte in Innsbruck. Somit mußte er für eine geregelte und zuverlässige Nachrichtenverbindung zwischen den Niederlanden und Innsbruck sorgen. Mit der Errichtung und Organisation dieser Nachrichtenverbindung wurde Johannes Taxis beauftragt, der schon seit 1488 den schriftlichen Verkehr des Kaisers mit den Fürstenhöfen vermittelte. Im März des Jahres 1500 war diese Verbindung, die durch reitende Boten hergestellt wurde, perfekt. Am 25.3.1500 ging nachmittags um vier Uhr eine Reitpost in Mecheln ab. Sie führte über Speyer, Cannstatt (bei Stuttgart), Augsburg nach Innsbruck. Das sind 682 km. Die Strecke wurde in 5 Tagen und 11 | Stunden bewältigt. Man nennt diese Postverbindung niederländisch-italienischer Reitpostkurs.

Eine ähnliche Poststrecke wurde im Westen Amerikas im Jahre 1860 errichtet. Der berühmte Pony-Express verkehrte zwischen St. Joseph, Montana und Sacramento, Californien. Im ersten Durchgang wurde diese Strecke in 10 1/2 Tagen bewältigt. 75mal wurden die Pferde gewechselt. Der Rekord des Pony-Express ist 7 Tage und 17 Stunden. Bereits im Jahre 1861 wurde er eingestellt. Der Telegraf war schneller.

Über die Organisation des niederländisch-italienischen Reitpostkurses lesen wir in einer Memminger Chronik das folgende:



[Bild 1]

Eine deutsche Meile = 7420,438 Meter/Bless = Pless nördlich von Memmingen/
„2 Stund“: für Fußgänger gerechnet/„es ihm am Lohn abzogen“: einzufügen ist „wird“

Im Jahre 1504 wurde Franz von Taxis in einem Abkommen verpflichtet, eine Postverbindung zwischen dem Kaiserhof und den französischen und spanischen Königshöfen einzurichten und in Gang zu halten. Der Nachfolger Maximilians I., Kaiser Karl V., ließ einen zeitlich genau geregelten Postverkehr einrichten: Jetzt erst wurden eigene Posthaltereien notwendig. Im Jahre 1516 wurden die Postkurse von den Niederlanden über Wien nach Rom und Neapel ausgebaut, Seitenlinien nach Paris und Südfrankreich und zwischen Nürnberg, Frankfurt am Main und Schaffhausen und nach Hamburg angeschlossen.

Die Taxis'sche Post

Die Postkurse sollten zunächst nur die Nachrichtenverbindung zwischen den Besitzungen der Habsburger (ein Adelsgeschlecht, aus dem die meisten Kaiser stammten) sicherstellen. Nach der Abdankung Karls V. (25.10.1555) wurde der gesamte Besitz der Habsburger geteilt: Die eine Hälfte fiel an den König von Spanien, Philipp II., den Sohn Karls V. Für uns ist daran nur wichtig zu wissen, daß die Niederlande dem spanischen Teil zugeschlagen wurden. Damit war der direkte Anlaß zur Errichtung des niederländisch-italienischen Postkurses weggefallen. Inzwischen hatte sich jedoch herausgestellt, daß die Post eine geschickte Sache ist, die man nicht aufgeben sollte. In besonderer Weise waren natürlich auch die Nachkommen des Hauses Taxis, die späteren Grafen Thurn und Taxis, an der Aufrechterhaltung und Erweiterung der Posteinrichtung interessiert. Hier sind verschiedenartige Interessen und Bedürfnisse in einem gemeinsamen Punkt zusammengelaufen: Die ursprünglich habsburgische Nachrichtenverbindung wurde in eine Einrichtung des deutschen Reiches umgewandelt. Die Einrichtung und Unterhaltung der Nachrichtenverbindung wurde zum alleinigen Recht des Kaisers (Regal) erklärt. (Nur um den Unterschied festzuhalten: Maximilian I. ließ den niederländisch-italienischen Postkurs als Herr der Niederlande und Tirols einrichten, nicht in seiner Eigenschaft als Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation.) Und im wörtlichsten Sinne äußerlich war mit der Erhebung zur Reichspost auch die Erlaubnis verbunden, den Reichsadler in den Poststationen anzubringen. Einige Gasthäuser, die sich! heute noch Reichsadler nennen, waren ursprünglich Postgaststätten (Postherbergen). Zu den Äußerlichkeiten zählt

26

auch, daß die Kuriere einheitliche Uniformen tragen mußten. Sie allein erhielten aber auch das Recht, das Posthorn zu blasen. Von der Erhebung der Post zu einer Angelegenheit des Reiches wurden die Bewohner der Ortschaften, in denen Posthaltereien eingerichtet wurden, fühlbar getroffen. Die Posthalter erhielten nämlich das Recht, Pferde zum Postdienst anzufordern. Daraus sind viele Streitereien entstanden. Die Bewohner hatten oft Anlaß, sich über die Willkür der Posthalter zu beschweren. Die Posthalter, so ist oft geklagt worden, würden ihre eigenen Pferde zu privaten Zwecken gebrauchen und die Pferde der Privatleute zum Postdienst anfordern. Wie auch immer: Im Jahre 1595 wurde Leonhard von Taxis zum General-Oberpostmeister des Deutschen Reiches ernannt. Im Jahre 1596 erschien die erste Postordnung:

Stafette = ein außerordentlicher reitender Bote, der die Übermittlung amtlicher Nachrichten besorgen muß.

Ordinarius = allgemein; der Ordnungsgemäße;
zuständig für die Übermittlung der gewöhnlichen Postgüter

5 fl. = 5 Florentiner Gulden

[Bild 3]

Im Jahre 1615 erhielt Lamoral von Taxis das Amt des Reichs-Generalpostmeisters für sich und seine Erben zum Lehen. Die Thurn- und Taxis'sche Post hat sich bis in das 19. Jahrhundert gehalten. Nach 1800 begannen die einzelnen Länder nach und nach, die Post in die eigene Staatsverwaltung zu übernehmen, Württemberg im Jahre 1805, Bayern im Jahre 1808. Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wurde auch die Post in die Reichsverwaltung übernommen.

Postwagen

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts führte die Reichspost überall Postwagen ein (Ulm-Stuttgart 1754), die mit der Inbetriebnahme der Eisenbahn allmählich abgeschafft wurden.

Briefmarken

Im Jahre 1840 wurde in England die erste aufklebbare Briefmarke gedruckt. Im gleichen Jahr trat in England auch das Briefmarkengesetz in Kraft, wonach der Absender die Gebühren durch Aufkleben von Postmarken zu entrichten hatte. Für den Empfänger waren die Postsendungen von dem Tag des Inkrafttretens des Briefmarkengesetzes an gebührenfrei.

Die erste Marke, das wird die Sammler unter euch interessieren, war die 1-Penny-schwarz-Marke. Sie zeigte den in Stahl gestochenen Kopf der Königin Viktoria. Im Jahre 1849 brachten Bayern (schwarzer Kreuzer) und Sachsen (roter Dreier von Sachsen) ihre ersten Marken heraus; 1850 Preußen, Schleswig-Holstein und Hannover. Bliebe noch zu erwähnen, daß bereits um 1860 herum die ersten Briefmarken gesammelt wurden. Die ersten Sammlermagazine („The Stamp Collector's Magazine“) werden im Jahre 1863 gedruckt. Ein französischer Briefmarkensammler führt im Jahre 1864 die Bezeichnung Philatelie für Briefmarkenkunde ein (aus griech.: philos = Freund

und ateleia = Vergünstigung/Abgabefreiheit). Über das Sammeln allgemein und das Briefmarkensammeln im besonderen ließen sich allerlei Betrachtungen anstellen. Das Markensammeln fällt – zunächst jedenfalls – verhältnismäßig leicht, weil man ohne großes Eigenkapital beginnen kann: Eigentlich sind die gebrauchten Briefmarken ja wertlos. Höchstwahrscheinlich hat die Wertlosigkeit der Marken zum raschen Anwachsen der Briefmarkensammler beigetragen. Die wachsende Zahl der Briefmarkensammler wiederum hat wohl dazu geführt, daß der Sammelwert einiger Marken rasch angestiegen ist.

So wurde der rote Dreier von Sachsen bereits im Jahre 1893 um DM 20, – gehandelt; heute bekäme man ihn wahrscheinlich nicht unter DM 4.000,–. Allgemein werden heute im Briefmarkenhandel so große Summen umgesetzt, daß in einigen kleinen Staaten die Briefmarken zu einem wichtigen Aktivposten des Staatshaushaltes geworden sind. Daß auch die Bundespost von den Briefmarkensammlern profitiert, versteht sich. Über den Einfall, die Postgebühren in der Form aufklebbarer Marken entrichten zu lassen, gibt es eine nette Geschichte, die doch einige Zeitumstände verdeutlicht. Zum Verständnis der Geschichte ist wichtig zu wissen, daß erst um das Jahr 1800 herum die Versuche, den Absender für die Postgebühren aufkommen zu lassen, zugenommen haben. Allgemein mußte der Empfänger die Gebühren entrichten. Die Erfindung der Briefmarke wird dem Engländer Rowland Hill (1795 -1879) zugeschrieben. In einem wort-wörtlichen Sinne ist R. Hill zwar nicht der Erfinder der Briefmarke; er hat jedoch einiges zu ihrer Einführung und Verbreitung beigetragen. Im Jahre 1837 hat R. Hill eine Schrift mit dem Titel „Die Postreform, ihre Wichtigkeit und Durchführbarkeit“ verfaßt. Sie wurde auch der vom britischen Parlament eingesetzten „Untersuchungskommission der Post“ vorgelegt. Von der Briefmarke ist in dieser Schrift nicht die Rede; Hill hat vielmehr die Einführung von gestempelten Briefumschlägen und Briefbogen vorgeschlagen. Auf die Vorderseite (Anschriftseite) waren die entrichteten Gebühren gestempelt, z. B.: POSTAGE TWO PENCE. Die Anschriftseiten waren daneben mit allerlei Zeichnungen überladen. Eine dieser Zeichnungen stellt die Britannia dar, die mit weit ausholender Gebärde geflügelte Boten in alle Himmelsrichtungen schickt. Diese Zeichnungen haben den Spott der Leute herausgefordert; jedenfalls haben sich diese gestempelten Umschläge nicht durchgesetzt, obwohl R. Hill sie favorisierte.

Die gesamte Schrift befaßt sich mit der Vereinfachung und der Verbilligung des Postwesens. Im einzelnen schlägt R. Hill darin vor: erstens, das Porto vom Absender entrichten zu lassen, zweitens, Briefe bis zu einem bestimmten Gewicht zum einheitlichen Tarif von einem Penny an jeden Ort in England befördern zu lassen; die Länge der Wegstrecke soll dabei keine Rolle spielen; und schließlich drittens, die Gebühren in der Form von gestempelten Briefumschlägen, die bei den Postämtern erhältlich sind, zu erheben. Unabhängig von R. Hill war der schottische Druckereibesitzer und Zeitungsverleger James Chalmers mit dem Vorschlag herausgekommen, die Gebühren durch den Verkauf von „aufklebbaren Zettelchen“ erheben zu lassen. Im Sommer 1839 wurde die von Hill vorgeschlagene Reform des Postwesens beschlossen, nachdem man ausgerechnet hatte, wieviel Geld sie dem Staat voraussichtlich einsparte. Hill wurde mit der Durchführung der Reform beauftragt. Er ließ im Jahre 1840 gleichzeitig mit den gestempelten Kuverts die ersten aufklebbaren Briefmarken verkaufen.

Nun aber zu unserer Geschichte (Anekdote). R. Hill hat im Jahre 1832 aus gesundheitlichen Gründen eine Reise nach Schottland unternommen. Auf einer Dorfstraße soll er Zeuge einer Begebenheit geworden sein, die ihn auf den Gedanken der Postreform gebracht haben soll. Da soll sich eine schottische Dorfschönheit mit dem Postboten um die Gebühren für einen Brief gestritten haben. Dem Mädchen fehlte offensichtlich das nötige Geld. Als Gentleman soll, so wird erzählt, Rowland Hill dem Mädchen, das den Brief jammernd und weinend hin und her wendete und drehte, seine Hilfe angeboten haben. Das Mädchen lehnte jedoch freundlich aber bestimmt ab; aus Scham, wie Hill zunächst vermutete. Den wahren Grund für die Verweigerung, Geld zur Auslösung des Briefes anzunehmen, habe Hill später erfahren. Das Mädchen hatte nämlich mit seinem Freund, von dem der Brief kam, eine Geheimschrift vereinbart, die als anscheinend zufällig entstandene Kritzeleien auf dem Briefumschlag gestanden hat. Und eben diese Geheimschrift hat das Mädchen dechiffriert, während es den Brief jammernd hin und her wendete. Das Mädchen kannte somit den Inhalt des Briefes, ohne ihn geöffnet zu haben. Die Post war um ihre Gebühren geprellt.

Rowland Hill hat diese Szene nicht selbst erlebt, soll aber von ihr gehört haben. Vielleicht hat sie sich nicht oder zumindest nicht in dieser Form abgespielt. Gleichviel – es wird berichtet, R. Hill sei von dieser Begebenheit zu seiner Denkschrift angeregt worden.

Die Geschichte der Post

In den einleitenden Betrachtungen haben wir auszuführen versucht, was die Tatsachen über die Post, so wie sie hintereinander hergezählt werden können, allein noch nicht die Geschichte der Post darstellen. Die Tatsachen müssen zuerst, wie wir sagten, zum Sprechen gebracht werden. Nun haben wir, ohne es besonders anzukündigen, bereits angefangen, Tatsachen über die Post zum Reden zu bringen, schon allein dadurch, daß wir unsere "Geschichte" mit der Errichtung der niederländisch-italienischen Post haben beginnen lassen. Man hätte die Geschichte auch mit anderen, wesentlich früheren Ereignissen beginnen lassen können: mit den Rauchzeichen der Indianer z.B. Darin wurden ja ebenfalls Botschaften oder Nachrichten übermittelt.

Die Anfänge – die römische Staatspost

Einen staatlich organisierten Kurierdienst soll es schon vor Christi Geburt in China und in Ägypten gegeben haben. Um Christi Geburt aber schuf der römische Kaiser Augustus den staatlichen Nachrichten- und Personenbeförderungsdienst, der „cursus publicus“ genannt wurde. Die römische Staatspost stellte die Nachrichtenverbindung zwischen der Hauptstadt Rom und den Provinzen her: Das ganze Reich war von einem Netz von Stationen (sie hießen ursprünglich „mansiones“) überzogen, an denen die Boten und Pferde gewechselt werden konnten. An diesen Stationen waren Pferde und Boten „postiert“: „posita“ bedeutet so viel wie „aufgestellt“. Aus dem Wort „posita“ ist später das Wort „posta“ geworden. Diese Poststationen befanden sich an bedeutenden Handels- und Verkehrsorten. Sie waren jeweils eine Tagereise voneinander entfernt.

Staatspost – öffentliche Post

Wir wollen hier nicht auf die Einzelheiten eingehen; wichtig ist jedoch, daß dieser cursus publicus nur von Staatsbeamten benutzt werden durfte. Die

römische Staatspost war nicht in unserem Sinne öffentlich, d. h. jedermann unter gleichen Bedingungen zugänglich. Von der Post in unserem Sinn kann nur die Rede sein, wo die Einrichtungen der Nachrichtenverbindung öffentlich geworden sind. Eben diese Öffentlichkeit hat die Thurn- und Taxis'sche Post geschaffen. Somit beginnt die Geschichte der Post in unserem Sinn mit der Thurn- und Taxis'schen Reichspost.

Die erste Frage, mit der wir die aufgezählten Tatsachen zur Sprache bringen wollen, lautet somit: Wieso ist die Thurn- und Taxis'sche Post "öffentlich" geworden, wo sie doch auch als fürstlicher Nachrichtenvermittlungsdienst begonnen hat?

Unsere zweite Frage (sie hängt mit der ersten ganz eng zusammen) lautet:

Was hat die Öffentlichkeit der Post ermöglicht, welche Chancen hat sie bereitgestellt, **und wie** sind diese Chancen wahrgenommen worden?

Postlose Zeiten

Der Versuch, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten, kann eine merkwürdige Tatsache nicht unberücksichtigt lassen. Mit dem römischen Reich, dessen Ausmaße ihr euch einmal zeigen lassen solltet, ist auch die römische Staatspost untergegangen. Mit "Untergang des römischen Reiches" sind Ereignisse gemeint, die sich um das Jahr 500 n. Chr. abspielten. Mit diesen Ereignissen wollen wir uns aber jetzt nicht beschäftigen. Im Laufe eurer Schulzeit bekommt ihr sie sicher noch vorgesetzt. Interessant ist nur das folgende:

Die Reichspost, von der wir schon erzählt haben, wurde erst um das Jahr 1500 eingerichtet. Das bedeutet, daß man etwa 1000 Jahre auf dem Gebiet, auf dem die Bundesrepublik liegt, ohne Staatspost ausgekommen sein muß. Läßt sich daraus schließen, daß das Staatsgebilde, das um das Jahr 1200 herum den Namen „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation" erhalten

hat, anders organisiert war als etwa das römische Reich⁹ In der Tat, einheitliche Herrschafts- und Verwaltungsbereiche hat es nicht gegeben. Kaiser und Könige hatten wenig Macht, und sie waren alles andere als uneingeschränkte Herrscher, denen die „Bürger“ zu gehorchen hatten. Rechte, die heute nur dem Staat und seinen Organen zustehen, wie z. B. die Wiederherstellung des verletzten Rechtes durch Gerichte, hatten in dieser Zeit jedem wehrfähigen Mann zugestanden. Jeder Wehrfähige konnte sich sein Recht verschaffen, auch mit Gewalt, und, wenn es sein mußte, auch gegen Könige und Kaiser.

Das sind tatsächlich für uns schwer zu begreifende Zustände. So viel dürfte aber wohl einleuchten: Wo jeder Wehrfähige Rechte hat, die "normalerweise" dem Staat zustehen, kann kein einheitlich verwaltetes Staatsgebilde wie die Bundesrepublik entstehen, also auch keine einheitliche Staatspost.

Metzger-Posten

Natürlich hat es damals auch Boten- und Nachrichtendienste gegeben: Die Städte unterhielten eigene Kurierdienste, ebenso die Klöster und die Universitäten. Für die Privatleute haben insbesondere die Metzger Botendienste ausgeführt. Die Metzger kamen bei ihrem Viehhandel viel und weit herum, außerdem besaßen sie in den meisten Fällen Pferde. Gegen Bezahlung nahmen sie Briefe und kleine Pakete von Privatleuten und Behörden auf ihre Reisen mit. Die Briefe und Pakete konnten von den Empfängern an vorbestimmten Gasthäusern abgeholt werden. Hin und wieder haben die Metzger die Post auch bei den Empfängern selbst abgeliefert. Auch Personen wurden von den Metzgern mitgenommen. Zunächst hatten die Metzger diesen Botendienst freiwillig übernommen. Er stellte eine willkommene Nebeneinnahme dar. Der württembergische Herzog Johann Friedrich hat jedoch im Jahre 1622 eine „Post- und Metzgerordnung“ erlassen, die die Metzger zu Postdiensten verpflichtete. In Ortschaften, in denen es mehrere Metzger gab, mußten sie sich nach einem vereinbarten Plan ablosen. An den Metzgerposten mußten immer drei Pferde für Reisende bereitgehalten werden. Die Reisenden durften jedoch nur bis zum nächsten Metzgerposten befördert werden. Für ihre Postdienste waren die Metzger von Gemeindelasten (Abgaben und Arbeiten) befreit.

Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts stellten die Metzgerposten in Württemberg eine harte Konkurrenz für die Thurn- und Taxis'sche Post dar. Hinsichtlich der Nachrichten, die über die Metzgerposten ausgetauscht wurden, muß man berücksichtigen, daß um das Jahr 1600 es keineswegs selbstverständlich war, daß jeder lesen und schreiben konnte. Nur die Pfarrer hatten Schulen besucht. Ganz allmählich erst wurden auch in den Städten Lese- und Schreibschulen für Bürger, Handwerker und Kaufleute eingerichtet. Wozu hatten die Leute auch lesen und schreiben lernen sollen? (Über das Rechnen wollen wir hier erst gar nicht reden: Das Schlußrechnen hat lange Zeit als eine ganz hohe Kunst gegolten, und „teilen“ konnten nur Hochgebildete.) Was die Leute zum Leben brauchten, konnten sie damals ohnehin nicht aus Büchern lernen. Wie man Felder bestellt, Schuhe oder Kleider macht, konnte man nur beim Bauern, Schuster und Schneider lernen, durch Zugucken, Nach- und Mitmachen. Was die Leute damals interessierte, was sie bewegt hat, was sie angegangen und ihnen unter die Haut gegangen ist, lag in dem inneren Kreis beschlossen, in dem jeder jeden kannte. Wichtig, lebenswichtig war für die Leute, was in ihrer Stadt oder in ihrem Dorf, wo jeder jeden kannte, passierte. Jenseits der Stadtmauern und der Markungsgrenzen, die eng um die Dörfer herumgezogen waren, begann eine fremde, gefährvolle Welt.

Flugblätter

Natürlich haben die Leute von Ereignissen gehört und, sofern sie schon lesen konnten, gelesen, die sich in der fernen Welt zugetragen haben sollen. So hat ein Flugblatt, das im Jahre 1507 in Straßburg gedruckt worden war, die Entdeckung Amerikas mitgeteilt. (Flugblätter waren damals die Zeitungen, die über sensationelle Neuigkeiten berichteten.) Auf dem Titelblatt des Straßburger Flugblattes war folgendes zu lesen:

[Bild 4 ist noch nicht eingesetzt]

e te en ingen ie



Versucht euch einmal auszumalen, wo ein solches Flugblatt besprochen und herumgereicht worden ist - und wie.

Die Flugblätter berichteten von wunderlichen Dingen und Begebenheiten, die sich weit weg zugetragen haben. So etwas ist dann immer "schaurig-schön" zu lesen, wird aber bald wieder vergessen, weil man Wichtigeres und Ernsthafteres zu tun hat. Es sind ganz besondere, ausgefallene Vorkommnisse (gemessen an dem geregelten Leben in den Städten und Dörfern), die durch Flugblätter mitgeteilt wurden: Das "Was es doch alles gibt" und "Was einem doch alles passieren kann" zeigt immer auch, in welche gefährliche Situationen man "da draußen" geraten kann, und wie gut man es

doch hat, wenn man seiner geregelten Arbeit nachgeht. Man lernt an diesen Begebenheiten die Ordnung des eigenen Lebens erst so richtig schätzen, wenn man das warme Wohnzimmer in besonderer Weise genießt, wenn im Fernsehen ein Film läuft, dessen Geschichte in eisiger Kälte spielt. Es hat auch Leute gegeben, die in den Sensationsgeschichten eine Verführung gesehen haben. Manche Menschen jagen nur noch solchen Geschichten nach und lassen dabei alles andere stehen und liegen. Der Erzieher Johann Heinrich Pestalozzi zieht folgendermaßen über das Geschichtenerzählen her:

„Dumm war er in allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Rechen und Pflügen und alles dergleichen antraf wie ein Ochs, und zu allem, was er angreifen sollte, trag' wie ein Hammel Aber im Wirtshaus. . . und auf den Gemeindeplätzen redete er wie ein Weiser aus dem Morgenland, – bald vom Doktor Faust, bald vom Herrn Christus, bald von der Hexe von Endor und Hirzau... und bald von den Stiergefechten in Maastricht und den Pferderennen in London. So toll und dumm er alles machte und so handgreiflich er Lügen aufband, so hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er fast gehenkt wurde: Da hat endlich sein Kredit mit dem Erzählen abgenommen. . . Es ist ein verflucht verführerisches Ding um das müßiggängerische Histörlein-Auf-suchen und Histörlein-Erzählen, und gar heillos, die Bibel, in diesen Narrenzeitvertreib hineinzuziehen.“

Natürlich haben die Metzgerposten auch die Flugblätter in Umlauf gebracht. Aber davon soll jetzt nicht die Rede sein.

Botschaften

Wir waren ja von der Frage ausgegangen, von welcher Art die Mitteilungen waren, welche die Privatleute den Metzger-Posten mit auf den Weg gegeben haben mögen.

Da um das Jahr 1600 längst nicht alle Leute lesen und schreiben konnten, ist anzunehmen, daß man den Metzgern die Nachrichten auch mündlich anvertraute. Die Metzgerboten waren einem ja bekannt, so daß man sie ohne weiteres beauftragen konnte, dem Sowiesso in der Nachbargemeinde etwas – mündlich – auszurichten.

Man muß sich die Verhältnisse so vorstellen, wie sie zum Teil heute noch in ländlichen Gegenden, die ganz von der bäuerlichen Lebensart bestimmt sind, angetroffen werden können. Da wird den Verwandten, die weggezogen sind, die Hochzeit oder der Tod eines Mitglieds der Verwandtschaft mitgeteilt. Die Botschaft kann auch eine Einladung zu Konfirmation, Kindstaufe, Hochzeit oder Begräbnis sein.

Wenn wir das, was in solchen Einladungen oder Mitteilungen passiert, nicht gänzlich falsch verstehen wollen, ist Vorsicht geboten. Wir sind heute leicht geneigt, solche Botschaften wie den Glückwunsch- und Neujahrskartenrummel aufzufassen. Das Schreiben der vorgedruckten Karten wird meistens als lästige Pflicht empfunden, der man sich, weil es sich so gehört, widerwillig unterzieht. Der Empfänger kann lediglich den Eingang solcher Karten registrieren; bestenfalls wird er sich überlegen, zu welchen eigenen Aufwendungen sie verpflichten. Muß er die Heiratsanzeige mit einer vorgedruckten Glückwunschkarte, die bloß zu unterschreiben ist, oder mit einem Geschenk beantworten? Wieviel ist gegebenenfalls für dieses Geschenk zu investieren?

Solche Überlegungen hat man sicher zu allen Zeiten angestellt. Nur, die Botschaften und Einladungen können in bäuerlichen Bereichen heute noch als Zeichen dafür verstanden werden, daß man einer Sippe angehört. Die Nichtbenachrichtigung wird geradezu als ein Ausstoß aus der Verwandtschaft aufgefaßt und damit als eine schwerwiegende Beleidigung empfunden. Familienfeste (Hochzeit, Beerdigung, Kindstaufe) sind Anlässe, in denen im gemeinsamen Feiern die Zusammengehörigkeit der Verwandtschaft sozusagen sichtbar gemacht wird. Wer von einer Hochzeit oder einem Todesfall benachrichtigt wird, wird als dazugehörig betrachtet. Durch die Benachrichtigung wird dem Empfänger bestätigt, daß er ein Mitglied der Sippe, des Clans, ist.

Der Frühkapitalismus

Unsere Ausgangsfrage hat gelautet (ihr erinnert euch noch): Wie konnte die Thurn- und Taxis'sche

Post öffentlich, jedermann zugänglich werden, wo sie doch als Angelegenheit des Hauses Habsburg angelegt war?

Vieles an dem Vorgang wird durch die Tatsache erklärt, daß die Grafen von Thurn und Taxis geschäftstüchtige Leute waren, die eine ganz einfache Rechnung aufstellten: Je mehr Leute die Dienste der Post in Anspruch nehmen, umso mehr ist daran zu verdienen. Die Rechnung geht allerdings davon aus, daß viele Leute die Dienste der Post in Anspruch nehmen wollen. Der Vorgang der Zulassung aller zur Post kann also nur vollständig erklärt werden, wenn erklärt wird, warum und wieso plötzlich viele Leute die Dienste der Post in Anspruch nehmen wollten.

Großkaufleute

Unsere Geschichte beginnt damit, daß im 16. Jahrhundert einige wenige Menschen durch geschickten Umgang mit dem Geld – und durch Glück, versteht sich – außerordentlich reich geworden sind. Diese Leute hatten die Kunst entwickelt, aus Geld mehr Geld zu machen oder ihr Geld arbeiten zu lassen; sie hatten herausgefunden, wie man mit seinem Geld Geld verdienen kann. Das Geld, das arbeitet und verdient, nennt man Kapital; die Leute, die ihr Geld arbeiten und verdienen lassen, Kapitalisten. Im 16. Jahrhundert wurden sie Großkaufleute oder Finanziers genannt. Der bekannteste deutsche Großkaufmann dieser Zeit – den Namen habt ihr sicher schon gehört – war Jakob Fugger aus Augsburg (1459 – 1525). Wie stark und mächtig diese Kaufleute sich mit ihrem Gelde fühlten, geht aus der Tatsache hervor, daß eben dieser Fugger, dessen Großvater noch ein „einfacher“ Weber war, es sich leisten konnte, einen Mahnbrief an den Kaiser Karl V. zu richten. Darin wird der Kaiser daran erinnert, daß „Eure Majestät die römische Krone ohne mich nicht hätte erlangen mögen“ und gleichzeitig aufgefordert, „die ausliegende Summa Gelds ... ohne längeren Verzug“ zu bezahlen. Diese Großkaufleute hatten natürlich schon längst ihre eigenen Boten und Kurierdienste. Anders hätte Fugger seine Geschäfte nicht über ganz Europa hinweg abwickeln können. (Die Fugger hatten Niederlassungen in Mailand, Budapest, Krakau und vielen anderen Städten.) Nun kommt es uns aber nicht auf die Kurierdienste der Großkaufleute an, sondern auf ihr eigenes Selbstbewußtsein. Das Gefühl ihres eigenen Wertes und ihrer eigenen Bedeutung hatte sich

im Lauf der Jahrzehnte enorm gesteigert. So wurde in einer Rede im Jahre 1755 folgendes ausgeführt:

„Der Kaufmann. .. ist ein Mann, der dem anderen durch die Weite seiner Plane, durch sein Genie, durch seinen Unternehmensgeist überlegen ist und den Reichtum des Staates durch sein Vermögen vermehrt. Er ist zugleich Bürger, Reisender, Politiker, Schriftsteller und Gesellschaftsmensch; er kann alle Stellen für sich beanspruchen, die dem Talent vorbehalten sind. Während seine Schiffe schwer beladen mit den Waren und den Werken unserer Industrie, die Erzeugnisse fernster Lander heranholen, hat er überall seine Minister, die ihm dienen, die ihm Nachrichten übermitteln, seine Befehle ausführen.“

Es ist der Geist des Handels, wird in einer Schrift behauptet, dem die Länder ihr Gedeihen verdanken. Man vergleiche

„nur einmal die Länder, die weder Handel noch Industrie kennen, mit denen, die vom Geiste des Handels beseelt, zu wirtschaftlicher Blüte gelangt, und in denen alle Künste gedeihen. Auf der einen Seite findet man lialb barbarische Sitten, überall Trägheit und Müßiggang; die Talente werden verkannt. Elend und alle die Laster, die dessen unausbleibliche Folgen sind, herrschen vor. Auf der anderen Seite hingegen herrscht eine erstaunliche Regsamkeit; ständig vermehrt sich die Bevölkerung; in allen Schichten der Gesellschaft verfeinern sich die Sitten; die Industrie blüht; überall vermehrt sich das Kapital und bietet immer sich erneuernde Mittel, um dem Staate zu Hilfe zu kommen.

Von den Großkaufleuten wird also gesagt, daß sie wichtige menschliche Fähigkeiten verkörpern, Fähigkeiten, die jeder Mensch, welchen Beruf er auch ausüben mag, haben muß, wenn er sich auf die eigenen Fuße stellen und sein eigener Herr sein mochte. Die Großkaufleute behaupten, sie verkörpern die Fähigkeiten, die den Menschen aus jeder Art der Vormundschaft oder Knechtschaft befreien. Sie verstehen sich, so konnte man auch sagen, als Vorbilder des freien Menschen, denen weder der Staat noch die Kirche und deren Vertreter sagen müssen, was sie zu tun und zu lassen, wie sie ihr Leben zu führen haben. Die Lebenseinstellung der Großkaufleute war von den folgenden Grundsätzen bestimmt: Der Tüchtige, der seinen eigenen Verstand gebraucht, kann sich aus eigener Kraft Lebensumstände schaffen, in denen er weder Mangel noch Unterdrückung erleiden muß. Der Tüchtige hat und erreicht alles, was er zum Leben braucht. Der Tüchtige allein ist ein

freier Mann, der keinem Herrn Untertan **ist. Mit einem Wort also: Jeder kann** seines eigenen Glücks Schmied sein.

Wir müssen hier allerdings auf ein mögliches Mißverständnis hinweisen: Daß die Tüchtigen nicht immer diejenigen sind, die am wenigsten Mangel oder Unterdrückung erleiden müssen. Das wißt ihr und könntet es auch an Beispielen belegen. Die persönliche Tüchtigkeit Einzelner schafft die Ungerechtigkeit nicht aus der Welt: Das Glück folgt der Tüchtigkeit nicht wie der Donner dem Blitz.

Sicher habt ihr auch schon gemerkt, daß die Rechnung "Tüchtigkeit = Glück" deshalb nicht aufgeht, weil ein wichtiger Posten fehlt: das Geld. Nur wer Geld hat, kann seine Fähigkeiten ausbilden und tüchtig werden; wer keins hat, muß zusehen, wo er möglichst schnell seinen Lebensunterhalt verdienen kann.

Die Lebenseinstellung, die die Großkaufleute verkörpern, können, so scheint es, sich die leisten, die das nötige Geld dazu haben. Wieso das Geld eine so wichtige Bedeutung erlangen konnte, kann hier nicht im einzelnen erklärt werden. Versucht selbst einmal eine Antwort auf diese Frage zu finden. Die folgenden Tatsachen können dazu dienlich sein.

- Die Bevölkerung Europas hat sich zwischen den Jahren 1450 und 1600 um 17 Mill., das ist um ein Drittel, vermehrt.
- Aus der "neuen Welt" brachten die spanischen Schiffe Silber und Gold in reichen Mengen. Um 1650 hatte sich der Bestand an Edelmetallen in Europa verdreifacht.
- In dem Maße nun, in dem mehr Geld in Umlauf gesetzt wird, werden auch die Sachen teurer (Inflation). Bevölkerungszuwachs und Inflation *zusammen* bewirken eine ungeheure Verteuerung in ganz Europa.
- In Übersee werden neue Rohstoffquellen erschlossen. Man ist-hinsichtlich der Rohstoffe nicht mehr auf die Produkte des eigenen Landes angewiesen.
- Um das Jahr 1650 verarmen viele Grundbesitzer. Es werden so Arbeitskräfte frei, die früher an die Landarbeit gebunden waren. Gleichzeitig, da mit der Bevölkerungszahl auch die

- Zahl der Arbeiter angewachsen war, wurden die Löhne niedriger.
- Man konnte somit, wenn man das entsprechende Anfangskapital aufbringen konnte, mit niedrigen Löhnen und billigen Rohstoffen teure Gebrauchsgüter herstellen, vor allem dann, wenn man den Herstellungsprozeß rationalisierte.

Eigentlich ist es uns mehr auf die Lebenseinstellung der Großkaufleute angekommen. Diese Einstellung, so sagten wir, hat sich ganz allgemein durchgesetzt, zunächst einmal gegen die Auffassung der katholischen Kirche. Ura es noch einmal zu sagen: In dieser Lebenseinstellung glaubte man, daß in allen Angelegenheiten des menschlichen Lebens nur dann voranzukommen sei, wenn man sich, wie die Kaufleute, auf den eigenen Verstand verläßt, und nicht auf das, was andere einem sagen. Das gilt für die Politik genauso wie für die Wissenschaft und die Erziehung, für die Kunst genauso wie für die Landwirtschaft.

Neue Wertschätzung der Arbeit

Diese neue Lebenseinstellung steht in einem engen Zusammenhang mit einer neuen Wertschätzung der Arbeit. Man könnte sagen: Die Neuschätzung und Bewertung der Arbeit hat die neue Lebenseinstellung im Ganzen verursacht, wie man auch sagen könnte, die neue Lebenseinstellung hat eine neue Bewertung zur Folge gehabt. Hier ist wie in allen Zusammenhängen, die mit der Geschichte zu tun haben, nicht zu unterscheiden, was zuerst war, die Henne oder das Ei.

Nun zur Wertschätzung der Arbeit. Früher glaubte man, aus der Bibel herauslesen zu können, daß die Arbeit nichts anderes sei als die Strafe für unsere Sünden. Wir müssen uns plagen, weil wir Sünder sind. Das hat Gott in seiner Gerechtigkeit so eingerichtet. Noch um das Jahr 1750 wird in einer Predigt in Frankreich gesagt, ein arbeitsames Leben mildere die Liebe zur Welt, die Anhänglichkeit an zeitliche Dinge, das Wohlgefallen an uns selbst. Was an der Arbeit, wo sie als Strafe für die Sünden angesehen wird, zählt, ist die

Plage, die Mühe, der Schweiß; nicht so sehr das, was dabei herauskommt. Worauf man nun aber im Zusammenhang mit der neuen Lebenseinstellung zu achten beginnt, ist das Produkt der Arbeit. Nicht mehr die Anstrengung zählt, sondern die Leistung, das, was am Schluß herauskommt, was gemessen und bezahlt werden kann. Wenn man aber auf den Erfolg der Arbeit zu achten beginnt, fangt man an zu planen. Man fragt: Wie erreicht man den gewünschten Erfolg am schnellsten, leichtesten, wie kann man die Arbeitsleistung möglicherweise vergrößern? Man fragt also nicht mehr: Wie haben es dein Vater und dein Großvater gemacht, sondern, wie muß man es anstellen, wenn man am leichtesten, schnellsten möglichst viel machen will? Die Arbeit wird so als die Tätigkeit geschätzt, mit der die Menschen planvoll in die Umwelt eingreifen und diese nach vorgesetzten Zielen verändern. Die Leute sagen: Was wir vorfinden, ist nur Rohstoff und Material, aus dem erst eine Welt gemacht werden muß, in der der Mensch sein Glück findet. Die Menschen müssen ihre Welt erst machen, sie finden sie nicht schon fix und fertig vor. Nichts schadet, so sagen die Leute, dem Menschen, seinem Glück und seiner Würde mehr als die Meinung, der liebe Gott habe die Welt so gemacht, wie wir sie vorfinden. Der liebe Gott hat keinem Menschen seinen Platz in der Welt angewiesen. Vielmehr kann jeder durch eigene Tüchtigkeit und Fleiß jeden möglichen Platz in der Welt erlangen.

Ein neuer Typ von Nachrichten

Eigentlich wollten wir ja erklären, wie das Bedürfnis nach der Einrichtung eines allgemein zugänglichen Nachrichtentransportes hat entstehen können. Mit unserer Darstellung der neuen Lebenseinstellung, wie sie von den Finanziers vorgestellt und verkörpert wurde, haben wir nur einen Ansatz gefunden, auf den wir weiter aufbauen können.

Bei dem Versuch, eine Antwort auf die Ausgangsfrage zu finden, haben wir – wie gesagt – zu berücksichtigen, daß die Großkaufleute ihre eigenen Kurier- und Nachrichtendienste unterhielten. Ebenso die Verwaltung, die Städte, Universitäten, Klöster, die Fürsten-, Kaiser- und Königshöfe. Wenn man dies berücksichtigt, könnte man auf den Gedanken kommen, daß im 17. Jahrhundert ganz allmählich ein Bedürfnis nach Austausch von Nach-

richten entstanden ist, die keinem geschäftlichen und bürokratischen (auf die Verwaltung bezogenen) Zweck dienten. Verwaltung und Geschäfte hatten ja ihre eigenen Kurierdienste. Natürlich haben sie die Dienste der allgemeinen Post in Anspruch genommen; aber die mußte ja zunächst einmal eingerichtet sein. Wir vermuten also: Das Bedürfnis nach allgemeiner Teilnahme am Postverkehr kann nur im Zusammenhang mit dem Bedürfnis nach einem Austausch von Nachrichten entstehen, die nicht nur für Geschäftsleute oder Beamte interessant sind. Wir vermuten, daß ganz allmählich jeder zum Absender und Empfänger von Nachrichten geworden ist. Diese Nachrichten jedoch gingen nicht direkt den Beruf oder die Geschäfte an, und sie haben auch nichts mit den verwandtschaftlichen Beziehungen zu tun.

Wir müssen demnach zuerst zu erklären versuchen, von welcher Art die Nachrichten sein konnten, an deren Austausch jeder sich beteiligen wollte; und im Zusammenhang damit, wie das Bedürfnis nach solchen Nachrichten hat entstehen können.

Wir müssen uns aber davor hüten, unbeantwortbare Fragen von der Art: Was war zuerst, die Henne oder das Ei? zu stellen. Es war ganz bestimmt nicht zuerst das Bedürfnis nach solchen Nachrichten da, das dann zur Ausbreitung der Post geführt hat, noch war zuerst die Post da, und dann das Bedürfnis; sondern die Post ermöglicht die Verbreitung des Bedürfnisses und das Bedürfnis die Verbreitung der Post.

Um das alles erklären zu können, müssen wir jetzt noch einmal bei dem anfangen, was wir die neue Lebenseinstellung genannt haben. Was war denn neu an dieser Lebenseinstellung, die besonders von den Kaufleuten verkörpert wurde, an der aber gleichwohl jeder gern teilgenommen hätte? Neu war ganz sicher die Einschätzung der Arbeit. Davon haben wir ja schon gesprochen. Das ist aber nicht alles und nicht das Ganze. Wir haben weiter festgestellt, daß dem Geld eine große Bedeutung zugekommen ist. Damit zugleich haben die Geldbesitzer das große Sagen bekommen - denkt an die Fugger.

Die alte Ordnung: Die religiöse Deutung von Armut und Reichtum

Halten wir aber ja fest: Die Tatsache allein, daß es ganz Reiche gegeben hat und ganz Arme, ist noch nicht entscheidend geworden für die neue Lebenseinstellung. Arme, ganz arme Leute, die in einem Ausmaß arm waren, wie wir es uns heute einfach nicht vorstellen können, hat es früher auch gegeben. Und Reiche ebenfalls. Früher hat man jedoch geglaubt, daß Armut und Reichtum von Gott gewollt sind und eine religiöse Bedeutung haben. So jedenfalls wird es noch in Predigten um das Jahr 1700 ausgeführt. Die religiöse Deutung oder Wertung der Armut oder des Reichtums ist es, worauf wir jetzt achten müssen. Das Armsein, das Hungerleiden z. B., das nicht darin besteht, daß einem zwischendurch einmal der Magen knurrt, sondern darin, daß das Hungern zum hoffnungslosen, zermürbenden Dauerzustand geworden ist, diese trübe Ausweglosigkeit der Armut, das ist *eine* Sache. Die Auffassung oder Einschätzung des Armseins aber, wovon wir jetzt reden wollen, ist etwas ganz anderes.

Und da hat es eine Zeit gegeben, vor der, von der wir jetzt reden, wo man der festen Überzeugung war, daß die ausweglose, trübe Qual der Armut nichts anderes sei, als eine Teilnahme am Leiden Christi. Die Armut ist ein bitteres Kreuz, wie es Christus einst tragen mußte. Der Arme erfährt am eigenen Leib, was Christus ertragen hat, er teilt also das Leiden Christi und wird darin erst zum Bruder Christi. Indem der Arme zum Jünger (Bruder) Christi geworden ist, findet er auch Trost im Schmerz. Es fällt sozusagen ein höherer Glanz auf sein Dasein, so daß er seine Armut in Zufriedenheit und mit Geduld ertragen kann. Der Arme jedoch, der nach anderer Leute Reichtum schießt und seine Armut nicht als gottgewolltes Schicksal trägt, versündigt sich. Der Gedanke des Teilhabens der Armen am geschundenen Leib Christi ist schwer nachzuvollziehen. Die Idee ist aber lebendig geblieben in den unzähligen Geschichten, Märchen, die von der inneren Zufriedenheit der Armen handeln.

Entsprechend ist für diese Zeit im Reichtum die Allmacht Gottes lebendig. Der Reichtum stellt den Glanz und die Herrlichkeit Gottes auf Erden dar. Die Macht Gottes erweist sich jedoch in der Gnade, in der Erlösung von dem Übel der Welt. Als gottgewollt kann der Reichtum nach dieser Auffassung also nur so lange gelten, als die Reichen ihn zur Minderung der Not verwenden. Die Sünde der Reichen ist die Hartherzigkeit. Wo daher in den erwähn-

ten Geschichten arm und reich als Gegensätze dargestellt werden, werden die Reichen als erbarmungslos und habgierig bezeichnet. Die Reichen gelten als die Gefährdeteren: Sie haben es schwerer, ihren Reichtum um Gottes Barmherzigkeit willen zu verwalten. Das Geld verführt sie ständig dazu, sich von Gott abzuwenden und die Annehmlichkeiten dieser Welt voll zu genießen. Armut und Reichtum also gehören nach dieser Auffassung zusammen wie Leiden und Herrlichkeit Christi. In diesem Sinne heißt es in Schriften aus den Jahren 1729 und noch 1785:

„Nichts auf der ganzen Welt ist mehr dazu angetan, uns mit Ehrfurcht zu erfüllen; nichts ist heiliger. . . ist nicht ein Armer in Wahrheit wie ein Gekreuzigter unter uns? Ja, ein Armer ist ein zweiter Christus, Sohn Gottes“.

Und über die Reichen heißt es:

„Du hast den Großen dieser Welt einen Strahl deiner Macht mitgeteilt, du hast sie zu dem gemacht, was sie sind, damit sie an Deinen Armen Vaterstelle vertreten. Deine Vorsehung hat dafür gesorgt, daß ihnen das Elend erspart bliebe, damit sie es als ihre Pflicht betrachten, das Elend deiner Kinder zu lindern.“ Und weiter heißt es:

„Insofern ihr reich seid, habt ihr nicht nur das, dessen ihr bedürft, sondern mehr als das, und der Arme hat nicht einmal das Notdürftigste. Damit er nun dieses habe, sollt ihr den Überfluß, dessen ihr euch erfreut, dazu verwenden, auf daß eines dem anderen abhelfe.“

Wir sind so ausführlich auf die religiöse Deutung der Armut und des Reichtums eingegangen, um jetzt dagegen die Lebensauffassung nachzuzeichnen, die in der neuen Einstellung der Kaufleute gesprengt worden ist. Der erste Grundsatz, auf den die "alte Ordnung" (und darin die Einschätzung der Armut und des Reichtums) aufgebaut war, hat gelautet: Alles, was in der Welt ist oder darin geschieht, ist von Gott und durch Gott und deutet auf die Allmacht und Herrlichkeit oder auf die Menschwerdung Gottes (Geburt und Leiden Christi) hin. Man versteht nichts von dem, was in der Welt geschieht! und darin vorkommt, wenn man nicht angeben kann, was es mit der Schöpfung oder der Erlösung zu tun hat.

Was damit gemeint ist, soll an Beispiel der religiösen. Ausdeutung der Nuß noch einmal erklärt werden. Die Nuß ist zunächst einmal eine Frucht, die man essen kann. Wenn der Mensch die Nuß ißt, verhält er sich ihr gegenüber nicht anders als ein Pferd einem Haufen Hafer oder ein Huhn Maiskörnern gegenüber! Als Genießender und Verzehrender unterscheidet sich der Mensch nicht von Tieren (immer nach der Auffassung, die wir eben schildern). Zum menschlichen Verhalten der Nuß gegenüber schwingt der Mensch sich erst dann auf, wenn er sie, die Nuß, als Hindeutung oder Anzeichen einer christlichen Glaubensbotschaft betrachtet. In einer solchen Betrachtung merkt er, daß die grüne, fleischige, aber bittere Hülle der Walnuß ein Bild des bitteren diesseitigen Lebens ist; daß die holzige Schale, die man knacken muß, das Kreuz bedeutet, durch das allein wir schließlich zum süßen Kern des Lebens vorstoßen können. Zum süßen Leben gelangt der Mensch, wenn er mit Hilfe Christi das Diesseits abschält und wegwirft.

Wenn wir alles, was bisher über die alte Ordnung gesagt wurde, zusammenfassen, kommen wir zu folgendem Schluß: Durch den christlichen Glauben, wie er in der Heiligen Schrift geoffenbart ist, ist für die Leute im voraus festgelegt, was über die Dinge und Vorkommnisse dieser Welt gesagt werden kann. Der Glaube bestimmt im voraus, was wahr ist. In allen Dingen und Vorkommnissen steckt eine Botschaft, die der Gläubige allein entschlüsseln kann, wie wir am Beispiel vorzuführen versuchten. Die Heilige Schrift ist somit der Universalschlüssel, mit dem man aufschließen kann, was die Dinge und Vorgänge *s a g e n* (wohl-gemerkt: dem sagen, der hören und nicht nur, wie das liebe Vieh, verzehren oder gebrauchen will); man könnte das Gemeinte auch so sagen: Es kann nichts in der Welt vorkommen, was dem Gläubigen nicht schon bekannt und vertraut wäre, nichts, wofür der Universalschlüssel nicht paßte. Im Grunde *genommen* wiederholt sich immer nur die uralte Geschichte in unendlichen Spielarten: Verführung - Sündenfall - Erlösung. Der Schauplatz des menschlichen Lebens ist durch Verführung, Sündenfall und Erlösung abgesteckt. Etwas

ganz anderes, was mit diesen drei Dingen nichts zu tun hätte, kann es im menschlichen Leben, in der Welt gar nicht geben. Es ist klar, daß es nach dieser Auffassung keinen Fortschritt und keine Veränderung geben kann. An den Dingen und Ereignissen gibt es, wohlgemerkt nach dieser Auffassung, nichts zu deuten. Etwas anderes als das, was z.B. die Nuß nach dem Willen Gottes zu bedeuten hat, braucht der Mensch nicht zu wissen. Mehr kann er gar nicht mit Sicherheit wissen, denn es wäre vermessen, wollte er mit seinem bißchen Verstand in Konkurrenz zu der in der Heiligen Schrift geoffenbarten Weisheit Gottes treten. Hinsichtlich der Bedeutung oder des Wertes der Dinge kommt es somit nicht auf die Tüchtigkeit des Menschen an. Hinsichtlich des Wissens, auf das es allein ankommt, gibt es keine Unterschiede unter den Menschen. Alle Menschen sind in gleicher Weise auf die Erleuchtung durch die Heilige Schrift angei^iesen. Bei einem Prediger des 18. Jahrhunderts:

„Vordem Glauben ist jeder ein Gelehrter und jeder zugleich Volk, es ist das gleiche Mysterium für alle. So haben die einen keinen Grund mehr, stolz zu sein und die anderen brauchen sich nicht mehr zu schämen Wie eine gute Mutter duldet der Glaube keine Ungleichheit in der Behandlung seiner Kinder, er hegt eine Vorliebe nur für den, der sich am folgsamsten gezeigt hat.“

Um es noch einmal zu betonen: Auf die Tüchtigkeit des Menschen kommt es hier überhaupt nicht an. Die Menschen sind nur die von Gott gesetzten Verwalter der Dinge. Sie müssen zusehen, daß die Welt nicht in Unordnung gerät, daß das Werk Gottes nicht zerstört wird. Der Mensch übernimmt **sozusagen ein Amt in der** Welt und **mit diesem Amt** einen bestimmten Bereich, in dem er aufzupassen hat, daß alles in Ordnung bleibt. Für diese Ämter kann sich niemand, da es ja auf seine Tüch-

tigkeit und seine Leistung gar nicht ankommt, besonders ausweisen, wir würden heute sagen: qualifizieren. Nicht aufgrund seiner Verdienste bekommt man besondere Aufgaben, sondern durch den unerforschlichen Ratschluß Gottes. Es kommt nach dieser Auffassung nicht darauf an, welche Aufgaben man zu erfüllen hat, sondern daß man sie in Gottes Willen ausführt. Es gibt nach dieser Auffassung drei Arten von Ämtern: geistliche, politisch-militärische und bürgerliche. Zu dem ersten wird man durch besondere Weihen (Priesterweihe) zugelassen, zu der zweiten Art wird man durch Geburt bestimmt (Adel), und zu der dritten durch Zucht und Lehre.

Die neue Ordnung: Die Tüchtigkeit des Menschen

Wir müssen jetzt zeigen, wie sich diese Einstellung von Grund auf ändert, und wie der Mensch plötzlich auf seine Tüchtigkeit zu pochen beginnt. Damit ändert sich am bloßen Aussehen der Dinge nichts: Eine Nuß sieht immer noch aus wie eine Nuß, und sie schmeckt auch nicht anders. Wo es jedoch auf die Tüchtigkeit des Menschen ankommt, folgt, daß der Schlüssel, mit dem aufgeschlossen wird, was die Dinge bedeuten oder sagen, von Menschen erst gefunden oder gemacht werden muß. D.h.: Was es mit den Dingen auf sich hat, kann nicht einfach aus der Bibel abgelesen werden, sondern die Tüchtigkeit des Menschen muß herausbringen, was mit den Dingen anzufangen sei. Mit einem Wort also: Wo die Menschen sich auf ihre eigene Tüchtigkeit berufen, beginnen sie zu entdecken, daß in den Dingen Kräfte schlummern, die sie (die Menschen) sich zu eigen machen können. Und gegen die Prediger wenden die Leute jetzt ein: Wir sind keine ungläubigen Heiden. Für uns zeigt sich Gott nicht in den bloßen Bildern, sondern in der

Kraft, die in der Natur verborgen ist. Den Predigern wird vorgeworfen: Ihr könnt von Gott *immer* nur behaupten, er sei schöner als das Licht der Sonne, besser als alles, was auf Erden zu genießen ist. Damit behandelt ihr die Gläubigen so, als könnte man die Hungernden mit bloßen Bildern von Nahrungsmitteln sättigen. Wir aber, so sagen die Vertreter der neuen Auffassung, legen wahrhaft Zeugnis ab von der Macht Gottes, indem wir die Kräfte freimachen, die Gott in die Dinge gelegt hat: als Heilkraft in die Pflanzen z.B. usw. Die so verstandene Macht Gottes kann aber nur in erfolgreichem Tun bezeugt werden, in der ertragreichen Arbeit. Das neue Glaubensbekenntnis lautet somit: Der tüchtige und tätige Mensch vollendet das Werk Gottes, indem er die verborgenen Kräfte der Natur ans Licht bringt. Der tätige Mensch wird zum Ebenbild des Schöpfer-Gottes. Wie die Welt aussieht, wie insbesondere die Lebensverhältnisse und -umstände des Menschen beschaffen sind, hängt also allein von der Tüchtigkeit des Menschen ab. Die tüchtigen Menschen aber halten vorgegebene Umstände nicht nur in Ordnung, sondern sie stiften neue Ordnungen, neue Gesetze, sie schaffen neue Produktions- und Verkehrsformen. Mit diesen neuen Ordnungen werden immer auch neue "Ämter" und Posten, neue Berufe erzeugt. Es gibt keine gottgewollten Positionen und Berufe mehr. Der Wirkungskreis des Menschen ist einzig und allein durch seine Tüchtigkeit und Tauglichkeit bestimmt. Die Verhältnisse drehen sich gewissermaßen um: In der "alten Ordnung" ist es in keiner Weise auf die Tüchtigkeit des Menschen angekommen, sondern auf die Geburt, die Weihe oder die Lehre. Jetzt wird der Wirkungskreis des Menschen durch Tüchtigkeit und Begabung und Durchhaltevermögen bestimmt.

„Neue“ Nachrichten

Gerade weil der einzelne jetzt nicht mehr an einem bestimmten Ort (Amt) in der Gesellschaft festgebunden wird, ist auch nicht mehr von vornherein bestimmt, was ihn zu interessieren hat. Es gibt nichts, was ihn nicht interessieren könnte. Was auch immer passieren mag, es kann lebenswichtig für den einzelnen sein. Die Vorkommnisse und Ereignisse in der Welt können nicht mehr nur zur bloßen Unterhaltung verbreitet werden, als Neuigkeiten, die einen angenehmen Schauer über den Rücken jagen. (Was in den Ein-Blattdrucken, die man „Neue Zeitungen“ genannt hat – „Zeitung“ hatte dabei die Bedeutung der „interessanten Neuigkeit“ – berichtet wurde, häufig in Liedform, hat von vornherein als etwas Wunderliches und Außergewöhnliches gegolten. Da wurde von Feuerregen berichtet, von großen Erdbeben, von Glaubens- und Türkenkriegen, schrecklichen Untaten und frommen Märtyrern, Mißgeburten, Hexenverbrennungen und seltsamen Begebenheiten in fernen Erdteilen.)

Durch die Erschütterung der alten Ordnung, in der für jeden durch sein Amt im voraus entschieden war, was ihn zu interessieren hatte, entstand somit auch ein Bedürfnis nach verlässlichen Nachrichten über die Vorkommnisse und Ereignisse der Welt. Zu der eigenen Tüchtigkeit, auf die der Mensch sich zu verlassen beginnt, gehört auch das umfassende Informiertsein. Man muß über zureichende und zuverlässige Kenntnisse verfügen. An dem, was irgend jemandem irgendwo passiert ist, kann man studieren, was er falsch gemacht hat und wie man es besser machen könnte. Zunächst sind es freilich wieder die Kaufleute und Finanziers, die Nachrichtendienste organisierten.

Kaufmannszeitungen

An den großen Handels- und Umschlagplätzen, in Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Köln, Hamburg, Lübeck und Leipzig werden auch Nachrichten ausgetauscht – und schließlich verkauft. Zunächst berichten die Vertreter der großen Handelshäuser regelmäßig in Briefform, was sie in irgendeiner Stadt haben aufschnappen können. Später entsteht der Beruf des „Zeitungers“. Der Zeitunger arbeitet in Nachrichtenbüros. Er sammelt Nachrichten und verkauft sie an die interessierten Kaufleute. In Deutschland ist die Fugger-Zeitung berühmt geworden. Diese Kaufmannszeitungen erscheinen bald regel-

mäßig, meist an festgelegten Tagen, an denen die Boten der Kaufhäuser auf ihre Reisen gehen.

Die Zeitungen haben allerdings zunächst einmal nur solche Nachrichten gesammelt, von denen anzunehmen war, daß die Kaufleute sich dafür interessieren. Die ersten öffentlichen Zeitungen, die für alle bestimmt waren, erscheinen erst um das Jahr 1650 herum. Sie blieben zunächst angewiesen auf den Nachrichtendienst und Nachrichtenhandel der Kaufleute. Und diese waren sicherlich nicht daran interessiert, daß alle Leute alles das erfahren sollten, was sie, die Kaufleute, wußten. Das Wichtige und Interessante stand nach wie vor in der Korrespondenz der Kaufleute, von der die große Masse ausgeschlossen blieb.

Wir können hier nicht weiter auf die Geschichte der Zeitung eingehen, wiewohl sie ganz eng mit der der Post zusammenhängt.

Was die Kaufleute interessiert, ist klar, jedenfalls fällt es nicht allzuschwer, Nachrichten zusammenzustellen für ein Handelsunternehmen, das außerdem noch auf einen bestimmten Handel spezialisiert ist.

Die Wertschätzung der Erfahrung

Was ist es denn aber, was ganz allgemein, jedermann, ob er nun Kaufmann oder Griechischlehrer am Gymnasium ist, interessiert? Für die Zeit zwischen 1500 und 1800 wird diese Frage im wesentlichen von den Reisenden beantwortet; von den Menschen, die die Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, verlassen haben, nachdem sie etwas gelernt hatten und etwas geworden waren. Man sagt sich: Was der Mensch unabhängig von den Posten, die er erworben hat, ist und taugt, erfährt man von denen, die ihre sicheren Stellungen aufgegeben haben. Von denen also, die sich in die „weite Welt“ aufgemacht haben, um sie zu erkunden. An die Stelle von Weihe, Geburt, Lehre und Zucht tritt in der Wertschätzung der Leute allmählich die Erfahrung. Dabei nimmt man das Wort Erfahrung ganz wörtlich: Erfahrungen gewinnt man nur, wenn man durch die Welt fährt (wobei auch das Zu-Fuß-Gehen als Fahren gilt). Die Fahrenen sind diejenigen, die unterwegs sind und keinen festen Platz haben. Ein berühmter Arzt, der zwischen 1493 und 1541 gelebt hat, Paracelsus, verteidigt seine Unstetigkeit folgendermaßen:

[Bild 5]

codex naturae = das Buch der Natur

Es beginnt sich so nach und nach die Ansicht durchzusetzen, daß nur dem, der sich auf die Reise macht, etwas widerfahren und passieren kann, was für jeden in gleicher Weise interessant ist. Man entdeckt den Erkundungsdrang, der in jedem verborgen ist, das Streben, das Unbekannte, Fremde zu erforschen; mit einem Wort: Das Fernweh im Menschen. Man wird aufmerksam auf den Drang, „den Bettel hinzuwerfen" und etwas Neues zu erleben: den Drang, ein neuer Mensch zu werden.

Reiselust und Bildungsreisen

Im Zusammenhang damit werden die Leute von einer ungeheuren Reiselust erfaßt. Das Reisen wird zur großen Mode. Es entstehen die ersten Reiseführer, in denen verzeichnet ist, was man wo sehen kann. Gleichzeitig aber begibt man sich auf die Reise, um etwas zu erfahren, was man nicht sowieso schon weiß. Die Reise vermittelt neue Eindrücke. Man beginnt zu reisen, nicht um Geschäfte zu erledigen, sondern um, wie man damals sagte, seine Welt- und Menschenkenntnis zu erweitern. Solche, wie man auch sagte, Bildungsreisen wurden jedem jungen Mann, dessen Eltern es sich finanziell

leisten konnten, zur Vervollständigung und zum Abschluß seiner Bildung verordnet.

Fahrposten – Postkutschenzeit

Der Reisemode kam die Post durch den Ausbau und die Erweiterung der Fahrposten entgegen, die schon seit etwa 1680 bestanden hatten. Um das Jahr 1750 herum hatte die Post überall Postkutschen zur Beförderung der Reisenden nach festen Fahrplänen laufen. Durch diese Organisation des Reisens wurden umgekehrt die Reiselust und das Reisebedürfnis gefördert. Zunächst einmal wird das Reisen bequemer. An unseren Verhältnissen gemessen, blieben die Reisen im 18. Jahrhundert freilich eine Folter. Wiewohl die Straßen und Wege zunehmend verbessert wurden, wurde man in den Postkutschen ganz schön durcheinandergeschüttelt. Die Postkutschen – Wagen, die für die damaligen Verhältnisse ausgezeichnet gefedert waren – konnten acht bis vierzehn Fahrgäste aufnehmen. Sie wurden von sechs bis acht Pferden gezogen.

Postgasthäuser – Postwirte

Die Ausweitung des Fahrdienstes hatte zur Folge, daß die Poststationen, an denen die Pferde gewechselt wurden, vergrößert werden mußten. Mit einer kleinen Herberge vor den Stadtmauern war jetzt nichts mehr anzufangen, wo Pferde für Achtspanner bereitgehalten werden mußten. Man brauchte entsprechend große Ställe, gut bestückte Fuhrparks (Kutschen, Ersatzteile, Geschirre). An den neuen Poststationen standen nicht selten 20 bis 30, in manchen Fällen sogar bis 50 Pferde zur Verfügung. Gleichzeitig mußte für das leibliche Wohl der Reisenden gesorgt werden. Die Poststationen entwickeln sich zu den angesehensten Gaststätten und Hotels. Um es genauer zu sagen: Der Ausbau der Fahrposten wird mit dadurch ermöglicht, daß man die Post in Häusern einrichtete, die gewisse Voraussetzungen für die Unterbringung der Reisenden erfüllten. Die Poststationen, die vorher außerhalb der Stadtmauern liegen mußten (noch um das Jahr 1700 wurde dem Postmeister von Göppingen vom Stadtmagistrat nicht gestattet, das Posthaus in der Stadt zu errichten), werden jetzt in Wirtshäusern untergebracht. Diese fügen ihrem alten Namen – „Traube“ oder „Sonne“ – nun die Bezeichnung

Post bei und nennen sich von nun an „Traube-Post“ oder „Sonne-Post“. Manche erhalten auch, da die Post als eine Einrichtung des Reiches (nicht der Landesfürsten) den Doppeladler führen durfte, den Namen „Reichsadler“. Natürlich geben die Reisenden am meisten Geld in den Gasthäusern aus, so daß die Postgasthäuser sich zu den besten und angesehensten Gaststätten entwickeln konnten. In den Postgaststätten wird Wert auf gute Küche und, wie es so schön heißt, gepflegte Weine gelegt, aber auch, da viele Reisende ja Bildungsreisende sind, auf gute, kultivierte Unterhaltung und wohlwollenden Umgang. Die Postwirte müssen sich auf den Verkehr mit gebildeten Gästen einstellen und gewinnen dadurch wiederum ein besonderes Ansehen. So wird von einem Tiroler Postwirt folgendes berichtet: *„Wer längere Zeit bleibt, empfindet den Eindruck des Anheimelns mit Jedem Tag angenehmer. Viel mag dazu der Mittelpunkt beitragen, den die gebildeten Einwohner für ihren Verkehr im Postgasthaus finden, dessen Besitzer selbst unter seinen Standesgenossen im Bergland schwerlich seines gleichen hat und Eigenschaften, welche der Fremde am gefälligen und unterrichteten Wirt schätzt.“*

(So schreibt der Schriftsteller Heinrich Noe 1869 über den Postwirt von Reutte.) Von einem anderen Tiroler Postwirt namens Eigner heißt es, er sei so angesehen gewesen, daß er das Recht hatte, Lehrer und Organisten für die Gemeinde anzustellen.

Natürlich hatten die Tiroler Postwirte und Postillions auch ihre „anderen“ Seiten. So schreibt Goethe im Jahre 1786:

„Am 9. abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus, auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter und ging halbverdrößlich nach Hause. Der Wirt fragte mich, ob ich nicht fortwollte: es sei Mondenschein, und der beste Weg, und ob ich wohl wüßte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hause hätte, sein Rat also eigennützig war, so nahm ich ihn doch als gut an... Der Postillion schlief ein und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an einen ebenen Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an den reißenden Eisak hinunter. Als ich um 9 Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wieder wegwünsche... Die Postillions

führen, daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir tat, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freute es mich doch innerlich..."

Entdeckung der Landschaft

Die Einführung der Postkutschen machte – wie gesagt – das Reisen nicht nur bequemer. Mit den Fahrplänen wird eine Art Netz über das Land, z. B. Deutschland gespannt, mit dessen Hilfe jeder Punkt genau bestimmbar wird.

Man kann die Lage eines Ortes durch die Art, wie er am bequemsten zu erreichen ist, bestimmen: durch Wegbeschreibungen nämlich. Solche Wegbeschreibungen haben den Vorteil, daß sie auf die besonderen Umstände dessen, der nach einem Weg fragt, eingehen können. Wenn euch ein Fremder fragt, wie der Bahnhof eures Wohnortes mit dem Auto zu erreichen sei, müßt ihr in eurer Wegbeschreibung auch auf die Einbahnstraßen achten. Dem Fremden hilft es jedenfalls wenig, wenn ihr ihm eine geographisch genaue Bestimmung der Lage des Bahnhofs gebt. Was würde ein Fremder wohl denken, wenn er auf die Frage, wie er am besten zum Bahnhof kommt, zur Antwort bekäme, der Bahnhof liegt am nördlichen Stadtrand usw. Die geographische Beschreibung braucht keine Rücksicht auf die Lage oder den Standpunkt einer bestimmten Person zu nehmen. Ihr Vorteil liegt gerade darin, daß sie darauf keine Rücksicht zu nehmen braucht.

Wie auch immer: Das Wegnetz ermöglicht die genaue Bestimmung von Standpunkten, an denen sich irgendwer befindet. Man könnte auch sagen: Das Wegnetz bestimmt die Punkte der Landschaft als mögliche Aufenthaltsorte von Personen. Aufenthaltsorte sind dabei solche Stellen, auf denen irgendwer auf dem Wege nach Z von XY herkommend sich eine Zeitlang befindet. Mit dem Wegnetz wird also das ganze Land durch Aufenthaltsorte, die auf dem Wege von – nach liegen, aufgeschlüsselt. Durch die Bestimmung von Aufenthaltsorten wird es möglich anzugeben, von wo aus man was zu sehen

bekommt. Der Reisende sieht das Land von solchen bestimmbarren Punkten aus, den Punkten auf dem Weg von – nach.

Nur um ein Beispiel zu geben, soll hier angeführt werden, wie Goethe an der Stelle, die wir bereits angeführt haben, fortfährt:

„ Von Bozen auf Trient geht es 9 Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Tale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetieren versucht, hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß ... Eine arme Frau rief mich an, ich mochte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne ... Das Kind war sonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah am Fluß die Hügel hinauf, ist alles so enge an- und ineinandergepflanzt, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken. Weideländer, Mais, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Über Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber. Efeu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse schlüpft durch die Zwischenräume, auch alles was hin- und herwandelt, erinnert an die liebsten Kunstbilder.“

Die Reisenden beginnen also, die Schönheit der Landschaft zu entdecken. Die „Landschaft“, das ist zunächst einmal gar nichts anderes als die von einem bestimmten Punkt angeschaute und beschriebene Landschaft. Das ist die Landschaft, wie sie sich von einem bestimmten Punkt, den jedermann einnehmen kann, zeigt.

Was ich hier klarmachen möchte, ist dies: Der Reisende erst beginnt, da er im Wagen gar nichts anderes tun kann als zu schlafen oder zu sehen, die Landschaft anzuschauen. Gleichzeitig kann er das Gesehene dadurch festhalten, daß er angeben kann, von welchem Punkte aus, was wie zu sehen ist. Wer im Freien zu arbeiten hat, hat gar keine Zeit und keine Ruhe, um die Landschaft zu betrachten und zu genießen. Der Bauer, der Waldarbeiter oder auch der Autofahrer muß auf so vielerlei achten, daß er die Landschaft gar nicht wahrnehmen kann. Der Reisende dagegen braucht auf nichts aufzupassen und kann daher ungehindert die

Landschaft betrachten. Zugleich zeigt dieselbe Landschaft von jedem Aussichtspunkt her ein anderes neues Gesicht, so daß es dem Reisenden nicht langweilig wird. Es gibt für ihn immer Neues zu sehen und zu entdecken.

Reisebeschreibung

Allerdings würden gerade für die Reisenden die Bilder auftauchen und wieder verschwinden, an dem Reisenden vorbeifliegen wie die Bäume an einem fahrenden Zug, wenn er sie nicht festhalten könnte. Das Gesehene kann aber nur dann festgehalten werden, wenn es so beschrieben oder dargestellt wird, daß ein anderer es zu sehen glaubt.

Die Post, wenn man es so sagen will, verdient also nicht nur an der Reiselust, sondern auch an dem damit verbundenen Bedürfnis, das Gesehene in der Form von Reisebeschreibungen festzuhalten. Diese Reisebeschreibungen bestehen vielfach aus Briefen, die an jeder Station geschrieben werden. Die in Briefen niedergelegten Erlebnisse, die nachträglich zu Reisebeschreibungen zusammengestellt werden, sind sozusagen die ersten Reportagen. Was heute mit der Fernsehkamera eingefangen wird: die Vorkommnisse und Schauplätze; das mußte damals alles gesagt, geschrieben, bestenfalls gezeichnet werden.

Es ist eine merkwürdige Geschichte, die genauer zu durchdenken wäre: Je mehr und genauere Bilder man mit der Kamera schießen kann, desto weniger genau sieht man. Als man alles mühsam beschreiben oder zeichnen mußte, war man gezwungen, genauer hinzuschauen. Man könnte also sagen: Die Kameras entlasten uns vom Sehen, sie nehmen uns die Aufgabe, genau hinzuschauen, ab. (Zu erwähnen ist allerdings auch das Folgende: Wenn man sozusagen das Sehen in Bildern - Fotos und Filmen - aufbewahren und speichern kann, braucht man die Sprache nicht mehr dazu, um andere Menschen

ins Bild zu setzen. Man braucht die Sprache nicht mehr dazu, um etwas bildhaft zu beschreiben und darzustellen. Die Sprache wird somit als Werkzeug des Denkens freigesetzt.) Festgehalten werden soll hier nur das Folgende: Die Wirklichkeit, die in den Reisen entdeckt wird, ist immer eine mitgeteilte, sprachlich dargestellte Wirklichkeit. Das Hauptproblem des Reisenden besteht darin, seine Erlebnisse und Eindrücke in Fassung zu bringen, sie sprachlich darzustellen. Nur was in dieser Reise dargestellt und beschrieben werden kann, ist, so meint man, jedermann zugänglich und verständlich. Die für jedermann interessante und verstehbare Wirklichkeit, das ist die beschriebene und dargestellte Wirklichkeit. Damit soll nun noch einmal angesprochen werden, was wir bereits sagten: Der Reisende sieht die Welt ja nicht mit den Augen eines Handwerkers oder Bauern oder Kaufmanns, wenn er sie völlig entspannt und in Muße anschaut. In seinen Beschreibungen möchte er sie so darstellen, wie jeder sie sehen kann, wenn er unbefangen und unvoreingenommen die Augen öffnet.

Reisebeschreibungen – wofür?

Hinzu kommt ein Weiteres: Normalerweise werden uns die wichtigen Dinge unseres Lebens gar nicht bewußt. Wie wir wohnen, unsere Häuser bauen, unsere Toten bestatten, miteinander verkehren, unsere Sträflinge behandeln, das ist alles für uns geregelt. Was Kinder tun dürfen und was nur den Erwachsenen vorbehalten ist, ist ebenso festgelegt. Es braucht nicht jede Familie sozusagen für sich selbst erst herausfinden, wie sie es mit den Kindern zu halten hat. Jeder weiß, wie seine Eltern es gemacht haben, und so probiert er es auch einmal. Was hier gesagt werden will, ist folgendes: Sitten, Gewohnheiten, überliefer-

tes Brauchtum haben uns die Entscheidung über wichtige Dinge des Lebens abgenommen. Jeder weiß, was sich gehört, und was sich gehört, ist in Ordnung. Daß solche Ordnungen auch Schattenseiten haben können, wird dem, der darin aufgewachsen ist, überhaupt nicht bewußt. Der Reisende aber kommt als ein Fremder, dem irgendein Brauchtum, mit dem er ja nicht aufgewachsen ist, gar nicht selbstverständlich erscheint. Als einem Fremden ist dem Reisenden alles fremd: die Sitten, Gebräuche und Ordnungen. Ihm erscheint daher manches denkwürdig und merkwürdig, was den Einheimischen selbstverständlich ist. So kann dem Reisenden das Straßenbild einer Stadt seltsam und denkwürdig erscheinen, die Zustände in einem Gefängnis und vieles andere mehr. So heißt es in der berühmten Reisebeschreibung von Campe aus dem Jahre 1789 über Paderborn:

„Paderborn scheint von vorn gesehen eine Stadt von zweitem, wenigstens von drittem Range zu sein, weil es sich in seinem ganzen Umfange darstellt und kein Teil davon versteckt liegt. Kommt man aber hinein, so findet man, daß es weder ein schöner noch ein durch Kunstfleiß oder Handlung nur einigermaßen blühender Ort ist. . Statt der tätigen Volksmenge, welche das Straßengewühl einer industriösen Stadt zu einem so angenehmen Schauspiel macht, sieht man hier die Straßen mit müßigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen, alle heiligen Messen für dich zu hören. Von zweckmäßigen neueren Anstalten zur Aufklärung und Veredlung des Volks habe ich hier nicht eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland, so weit ich es kenne, wohl keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen als diese. Nicht einmal ein Buchladen ist in dieser Stadt; denn das, was man hier so nennt, verdient den Namen nicht, weil man weiter nichts als schlechte Erbauungsbücher, elende Legenden und dergleichen darin findet...“

Fern- und Heimweh

In dem zuletzt Gesagten ist ein Gedanke angeklungen, der noch genauer gefaßt werden sollte. Fremd sind dem Reisenden die Sitten und Gebräuche anderer Gegenden ja nur deshalb, weil sie selbst durch Gewohnheiten und Sitten geprägt sind. In der Fremde merkt man sozusagen, wie beschränkt der eigene Gesichtskreis ist. Durch die Reisemöglichkeit, durch die Postkutsche also, beginnen viele Leute, die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, als beengend und bedrückend zu empfinden. Glück und Zufriedenheit kann man in den engen Verhältnissen nicht finden. Mit den Postkutschen, den Postillions, kündigt sich die weite Welt an, in der allein man sein Glück machen kann. Dieses lockende, Glück versprechende Fernweh hat der Dichter Eichendorff in verschiedenen Formen ausgedrückt. In einer Geschichte, die den Titel trägt „Aus dem Leben eines Taugenichts“ heißt es:

„Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, ah würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langeweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtstun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. – Und wenn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbeikam, und ich trat halbverschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber rings umher krächten die Hähne so frisch über die leise wogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies – da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur so gleich mit fort, weit, weit in die Welt.“

In der gleichen Zeit aber, in der man sein Glück in der Ferne zu suchen beginnt, wird die Postkutsche als das Gefährt angesungen, das einen lieber nach Hause, zu den Lieben daheim, bringt. Mit dem Fernweh wird auch das Heimweh möglich. Wer immer nur hinter dem eigenen Ofen hockt, kann auch kein Heimweh empfinden, keine Sehnsucht nach den entfernten Verwandten und Lieben.

Auch an dieser Stelle müssen wir versuchen, einen verrückten Gedanken nachzuvollziehen, der einmal so angekündigt werden mag: In der Ferne erst lernt man das Zuhause mit anderen Augen sehen. Folgendes ist gemeint:

Solange man zu Hause, in der vertrauten Umgebung ist, lernt man auch die Menschen nur so kennen, wie man mit ihnen zu tun hat. Man weiß, das ist die Ladenfrau, der Schuhverkäufer, der Schlossermeister, der Arzt. Sie alle werden in bestimmten Lagen gebraucht. Wenn man sie aber nicht mehr gebraucht, nicht mehr ihre Dienste beanspruchen kann, kann es plötzlich sein, daß man ganz andere Seiten, die man nie an ihnen beachtet hat, entdeckt. Es kann sein, daß man dann merkt, wie einem über Menschen, die man nur mürrisch und zugeknöpft zu kennen glaubt, Geschichten einfallen, in denen sie als humorvoll und liebenswürdig erscheinen.

Es kann also sein, daß einem die Reise in die Ferne die Menschen der engeren Heimat erst nahebringt. In dem einen Gedicht von Eichendorff, das wir weiter vorne abgedruckt haben, ist davon ja die Rede. In ähnlicher Weise heißt es in einem Liebesbrief aus dem Jahre 1808:

„Ich glaubte, ich würde das Vermissen gleich mit Schmerz fühlen. Gottbewahre! Ich saß im Wagen, fuhr durch die Wälder, über die Felder; und war wie mit dir! ... Ich sah deine Blicke, deinen Haarschimmer, deine Minen schwebten mir vor, ich fühlte dich nah, meine Hände fühlten Deine! Kurz, du warst ganz da! Und nur wenn ich mich nach meinem Gram fragte, mußte ich mir erst sagen, du seist nicht da.“

Mit dieser Stelle wollen, wir nur zeigen, was gemeint sein kann, wenn wir sagen, daß die Ferne Menschen nahe bringen kann. In der Ferne kann man Seiten am Menschen entdecken, die man nicht gebrauchen, in Dienst nehmen, wohl aber schätzen und lieben kann. Dies bedeutet nun wieder, daß es zunächst einmal der Briefwechsel ist, in dem sich gegenseitige Beziehungen über das Gebrauchen hinweg entfalten können. Der Brief wird sozusagen zum Sinnbild, zum Zeichen der tieferen menschlichen Zuneigung, deren höchste Ausprägung die Liebe ist.

Im Liebesbrief werden die Gefühle füreinander gehegt, die Gefühle, für die man sonst gar keine Zeit hat. Mit dem Fern- und Heimweh werden zugleich tiefere menschliche Beziehungen, wie die Liebe, entfaltet und entwickelt. Liebe und Zuneigung sind somit keine selbstverständlichen Dinge. Was vor-

her etwa die Eltern von ihren Kindern verlangt haben, war Respekt und Dankbarkeit. Erst zu einer bestimmten Zeit und im Zusammenhang mit Fern- und Heimweh werden tiefere, innigere, herzlichere Beziehungen zueinander entdeckt. Der Brief jedenfalls wird zum Zeichen dafür, daß irgendjemand freundlich an einen denkt. Mit der Post verbinden die Leute daher zunächst einmal nur „gute Gefühle“. Die Post wird freudig gespannt erwartet. Von hierher gesehen ist es wahrhaftig kein Wunder, wenn die Postillions und alles, was sonst mit der Post zu tun hat, angesungen und besungen werden. Der Liebesbrief ist nur die höchste Ausprägung einer bestimmten Form des mitmenschlichen Verkehrs; heute würde man von Kommunikation reden. In dieser Kommunikation werden nicht einfach Nachrichten ausgetauscht, Wissen vermittelt. Sie dient nicht der gegenseitigen Unterrichtung. Natürlich werden auch Botschaften darin übermittelt. Es werden Erlebnisse und Begebenheiten berichtet; aber entscheidend dabei ist, daß immer auch versucht wird, an den Begebenheiten eine persönliche Ansicht zu entwickeln. Die Tatsachen, die erzählt werden, werden immer auch und zugleich, wie im Kriminalroman, als Zeichen einer persönlichen Ansicht gedeutet. An dem, was sie für mitteilenswert halten, lassen die Leute sehen, wie sie dazu stehen, was sie davon halten. Sie versuchen eine ganz persönliche Einstellung zu finden, eine Einstellung, die nicht direkt etwas mit ihrem Beruf zu tun hat. Der Reisende, der Briefe schreibt, schreibt nicht als Kaufmann oder Geograph, sondern er berichtet schlicht, was ihm ganz persönlich aufgefallen ist. Der Reisende versucht die Erlebnisse so zu schildern, wie sie jedem beliebig anderen auch hätten passieren können. Und er schreibt so, wie er glaubt, daß jeder andere auch schreiben könnte, ohne alle Fachkenntnisse. In den Briefen und Reiseberichten wird die Welt eine mit anderen geteilte, anderen Menschen ans Herz gelegte, nahegebrachte Welt. Die Briefe wollen die Empfänger ja zur Anteilnahme bewegen. In diesem Sinne ist die in Briefen mitgeteilte Welt eine gemütvolle Welt, die im Gegensatz steht zu unserer nüchternen, hartherzigen Wirklichkeit, zu deren Verständnis jeweils Fachkenntnisse vorausgesetzt werden.

Doch ganz so gemütlich war die Postkutschenzeit auch nicht. Man muß bedenken, daß es nur ganz wenige Menschen waren, die Zeit und Muße zur Teilnahme an der Briefkultur hatten. Und dann gehörte dazu auch die Fähigkeit der feinsinni-

gen sprachlichen Darstellung, die zu erwerben viel Zeit kostete. Die Welt, von der die Leute glaubten, daß sie allen ohne Ansehen des Standes und des Berufes zugänglich sei, war die Welt weniger Auserwählter. Wer reiche Eltern hatte, konnte länger zur Schule gehen, die nötigen sprachlichen Voraussetzungen erwerben und einen Beruf erlernen, der ihm Zeit und Kraft zum Briefeschreiben ließ.

Zum anderen hat auch die Vermutung sicher einiges für sich, daß die Postkutschenromantik nur bei uns in Deutschland sich entwickeln konnte. Die meisten anderen Länder Europas hatten große Hauptstädte, in denen sich alles, was Rang und Namen und etwas zu sagen hatte, ständig treffen konnte. In Frankreich und England wurde daher die Post von Anfang an nüchterner betrachtet als bei uns, wiewohl es in England auch schöne Postkutschen gegeben hat, sogar solche, die mit Dampf angetrieben wurden. In England wurde die Post in der Zeit, als Eichendorff seine Gedichte schrieb, als ein vom Staat unterhaltenes wirtschaftliches Unternehmen betrachtet. Es waren schließlich rein wirtschaftliche Gesichtspunkte, die zur Einführung der Briefmarken führten.

Deutschland war im Unterschied zu England oder Frankreich kein einheitliches Staatsgebilde und hatte keine Hauptstadt. Im Jahre 1806 ist sogar noch der Rest von Einheitlichkeit, der ohnehin nur auf dem Papier bestanden hatte, das sog. Deutsche Reich, zerbrochen. Mit dem Reich ist dann auch die einheitliche Reichspost untergegangen. Jedes Land, Bayern, Württemberg usw., hat nach und nach seine eigene Staatspost aufgemacht.

Der Brief und die Briefkultur

In der Vorstellung von der gemütlichen Postkutschenzeit verbindet sich mit den Einrichtungen der Post das Erlebnis der Fremde und Ferne und die Kultivierung tiefer, inniger, menschlicher Beziehungen. Wir haben zu zeigen versucht, wie in den Briefen das Fremde und Ferne den Menschen nahegebracht wird, denen die Briefschreiber verbunden sind. Die Briefe lassen die vertrauten Menschen an den Abenteuern teilnehmen.

So haben sich vornehmlich in den Briefen alle Aufgaben niedergeschlagen, die die Post im Laufe der Zeit bewältigt hatte. Der Brief ist zunächst einmal Geschäftsbrief, der den Warenaustausch begleitet und regelt; er ist aber zugleich auch Reportage, also Bericht über Ereignisse und Vorkommnisse, die er zugleich kommentiert. Immer aber bleibt der Brief die unmittelbare Kundgabe von Personen, der Ausdruck ihrer Freude, ihres Mitleids, ihres Abscheus, ihres Geschmacks und ihres Urteils. In den Briefen des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden die Neuigkeiten, die mitgeteilt werden, sozusagen von denen bezeugt, die sie vorfinden. Indem der Briefschreiber sein Urteil über irgend etwas abgibt, es gut oder schön oder abscheulich findet, bezeugt er, daß er es tatsächlich so angetroffen hat, wie er es darstellt. Die Ereignisse und Tatsachen sind hier immer eingelagert in persönliche Gefühle, die den Schreiber zur Mitteilung bewegen. Dem Brief wird anvertraut, was einen bewegt oder erregt. Campe, dessen Bericht über Paderborn wir schon kennengelernt haben, wird von den Ereignissen im Paris des Jahres 1789 so erregt, daß er folgendes schreibt: *„Ob es wirklich wahr ist, mein lieber T., daß ich in Paris bin?... Daß die großen wunderbaren Schauspiele, die in diesen Tagen hier aufgeführt worden sind und noch täglich aufgeführt werden, keine Geschöpfe meiner Phantasie, kein Traum, sondern Tatsachen sind?... Daß ich dies alles nach einer gewissen Ordnung und planmäßig tun werde, müssen Sie nicht erwarten. Bei dem kreisenden Wirbel meiner Vorstellungen und Empfindungen, die ich für jetzt noch nicht aufzuhalten vermag, muß ich entweder gar nicht oder so schreiben, wie die Dinge sich mir darstellen und wie ich sie empfinde, und darin ist, wie Sie leicht denken können, weder Ordnung noch Zusammenhang. Ich will glauben, meine Absichten mit Ihnen erreicht zu haben, wenn es mir nur einigermaßen gelingen wird, Sie in meinen Empfindungszustand zu versetzen.“*

Solche Briefe möchten den Empfänger nicht allein unterrichten, sondern ihm das Gefühl vermitteln, wirklich dabei zu sein, es sehen, ja sogar riechen zu können. Diese Briefe, so könnte man sagen, legen Zeugnis ab von einer Welt, von der sich jeder für sich selbst ein Bild machen kann; von einer Welt, in der man nicht auf solche Berichte angewiesen ist, von denen niemand sagen kann, wer sie geschrieben hat, und auf solche Bilder, von denen man nicht einmal mehr mit Sicherheit sagen kann, ob sie nicht montiert sind. Im ganzen gesehen könnte man sagen: Mit der Postkutsche verbindet sich die Vorstel-

lung von einer Welt, in der man Zeuge der Ereignisse sein kann. Man kann überall hinfahren und sich selbst ein Bild von dem machen, was geschieht. So beginnt unser Briefschreiber seinen Reisebericht folgendermaßen: *„Die Gesundheitsumstände des Verfassers dieser Reisebeschreibung erforderten abermals eine Kur, und seine Hauptkuren pflegen Reisen zu sein. Für Leute, deren Kränklichkeit von überhäufte Stubenarbeit bei zu wenig Körperbewegung herrührt, gibt es keine bessere. Das hat ihn schon so mancher glücklicher Versuch gelehrt... Indem er nun umherblickte und nicht gleich wußte, wohin er diesmal reisen sollte, fielen zu Paris. ... solche Auftritte vor, welche nahe und große Begebenheiten in jenem Lande ahnen ließen. Wie – schoß ihm da der Gedanke in die Seele –, wenn du dich aufmachtest, um ein Augenzeuge davon zu sein?“*

Natürlich kann nicht jeder überall hinreisen; und so bleibt man auf Mitteilungen angewiesen. Man bekommt sie aber von Leuten, denen man trauen kann, die man als glaubwürdig kennt.

Neue Verkehrs- und Nachrichtentechnik – Ende der Postkultur?

Diese Welt, an deren Ereignissen man persönlich teilnehmen konnte, beginnt sich von dem Zeitpunkt an aufzulösen, als mit neuen technischen Mitteln sowohl der Verkehr als auch die Nachrichtenübermittlung und Berichterstattung sich von Grund auf wandelten. Zunächst einmal ändern sich durch die Einführung der Eisenbahn die Reisegewohnheiten. Mit der zunehmenden Reisegeschwindigkeit ist der Reisende weniger unterwegs. Der Reisende braucht sich keine Zeit mehr zu nehmen. Die Züge werden schneller, und mit zunehmender Geschwindigkeit bewegen sich die Reisenden nicht mehr durch eine Landschaft, sondern die Landschaft rast an ihnen vorbei. Die Reiseroute wird zu einer geraden Linie zwischen zwei Punkten, der Reiseweg muß möglichst schnell und bequem überwunden werden, weil er nur noch „verlorene Zeit“ ist. Die Zugfahrer beginnen auf der Reise zu arbeiten: Akten und Bücher zu studieren, Geschäftsbriefe zu schreiben. Diese Entwicklung hat ihren vorläufigen Höhepunkt in der Flugreise mit dem Jumbo-Jet erreicht. Der Jet hat nicht nur keine Landschaft mehr; auch die Entfernungen spielen dabei keine Rolle mehr. Die Flugstunden von hier nach Japan fallen kaum noch ins Gewicht; was hier allerdings sehr wohl zählt, ist der Flugpreis.

Entscheidend ist jedoch, daß mit der Erfindung und dem Ausbau der Eisenbahn ganz neue Voraussetzungen für die Herstellung (Produktion) von Gütern geschaffen wurden: Schon dadurch allein, daß die Eisenbahn unvergleichlich mehr Sachen (Waren und Rohstoffe) auf einmal befördern kann als alle Kutschen und Wagen vorher. Im Jahre 1830 hat es auf der ganzen Welt 332 km Eisenbahnlinie gegeben, im Jahre 1870 hatte es Europa allein schon auf 104900 km gebracht. Dazu kamen noch 85 100 km in Amerika. Im Jahre 1912 hat die Eisenbahn allein in Deutschland 1744 Millionen Reisende befördert.

Um das Jahr 1890 brechen die Leute aus ihrer gewohnten Umgebung aus, verlassen ihre Dörfer und begeben sich auf Arbeitssuche in die rasch entstehenden Industriezentren. Das Ruhrgebiet zieht die Leute aus Ostdeutschland, aus Oberschlesien und Polen an. Der Ausbau der Industrie geschieht in einer riesigen Wanderungsbewegung.

Telegrafie

Um 1850 herum wurde die Telegrafie, die zunächst nur als eine Sicherheits-einrichtung entlang der Bahnlinie eingerichtet war, weiter entwickelt und in den Dienst des allgemeinen Nachrichtenverkehrs gestellt.

Jetzt erst und mit der Indienstnahme des Telefons kann sich ein Weltmarkt entwickeln, weil man über alle Entfernungen hinweg sich sofort über verfügbare Waren, Lieferbedingungen und Preise verständigen kann. So erklärt sich die rapide Zunahme der Telegramme und der Fernsprechteilnehmer. Im Jahre 1860 wurden 8,9 Millionen Telegramme aufgegeben, im Jahre 1910 waren es bereits eine Milliarde. Im Jahre 1876 hat es auf der ganzen Welt 580 Fernsprechteilnehmer gegeben, im Jahre 1912 waren es bereits 12,5 Millionen.

Durch dieses neue Übermittlungsnetz von Nachrichten ändert sich auch die Form der Nachricht.

Überlegt einmal:

Es ist in bezug auf das Briefporto gleichgültig, wie viele Wörter in einem Brief stehen, wenn er nur ein bestimmtes Gewicht nicht überschreitet.

Dagegen muß im Telegramm jedes Wort bezahlt werden. Man wird also darauf achten, nur das Allernötigste zu telegrafieren, die nackte Nachricht sozusagen, ohne jeden Kommentar, ohne Wertung, ohne jede persönliche Zutat. Was an den Nachrichten allein zählt, ist ihre Verständlichkeit und die Frage, ob sie stimmen. Wie sie geschrieben sind, in wohlgestanzten Reden oder in bloßen Stichwörtern - Kuno gestorben - und wer sich was dabei denkt, ist gleichgültig. Die Nachricht muß entschlüsselt werden können - der Empfänger muß wissen, wer der tote Kuno war -, und sie muß stimmen.

Mit dem Telegrafen, also der Möglichkeit der unpersönlichen Übermittlung von nackten Nachrichten, entstehen Nachrichtenagenturen, bei denen man Nachrichten kaufen kann. Die bekannteste Nachrichtenagentur wurde 1851 in London von einem Deutschen namens Paul Julius Freiherr von Reuter eingerichtet. Diese neuen Nachrichtenagenturen unterscheiden sich von den Zeitungen des 17. Jahrhunderts darin, daß sie nicht auf einen bestimmten Kundenkreis eingestellt sind.

Telefon

Um das Jahr 1890 herum wurde dann auch das Telefon in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Es hat, dazu braucht ihr nur eure älteren Geschwister zu beobachten, heute bereits die Aufgabe der Übermittlung des intimen Austausches übernommen. Mit dem Telefon ist der Liebesbrief überflüssig geworden.

Der Brief hat jetzt ganz andere Aufgaben übernommen. Das könnt ihr selbst herausfinden, wenn ihr einmal zusammentragt, was außer den Zeitungen und Postwurfsendungen in euren Briefkasten kommt.

Die Post heute: ein Großkonzern

Die Post ist inzwischen auch bei uns eine nüchterne Einrichtung geworden, bei der man aufs Geld sieht. Aus den „roten Zahlen“ ist sie bei uns allerdings nicht gekommen, wiewohl auch wir die Briefmarke eingeführt haben. Die Post kann sich allerdings auch nicht oder doch nicht ganz an die Gesetze des Marktes halten. Sie mußte sonst die Gebühren immer dann erhöhen, wenn eine besonders hohe Nachfrage nach ihren Leistungen vorliegt. Die Post kann sich schon deshalb nicht an die Gesetze des Marktes halten, weil sie kein rein wirtschaftlicher Betrieb ist.

Auch das müßt ihr euch im einzelnen erklären lassen. Dabei wäre mitzubedenken, daß heute immer wieder die Idee einer "privaten Post" in der Öffentlichkeit durchgespielt wird.

VI. Bemerkungen zum Leseheft

K. Giel

Der vorgelegte Versuch zur „Geschichte der Post“ ist in vielen Hinsichten problematisch. Auf die Bedenken und Vorbehalte, die diesem Versuch entgegenzubringen sind, kann hier nicht, jedenfalls nicht im einzelnen, eingegangen werden.

Hinsichtlich der Handhabbarkeit des Leseheftes kommt man allerdings an zwei Fragen nicht vorbei:

- Fügt sich das Leseheft in *den* Rahmen des vorliegenden Teilcurriculums Post? Oder stellt es nur ein unerhebliches Beiwerk vor? Ein Zugeständnis an das etablierte Schulfach „Geschichte“, zustande gekommen aus dem Bestreben zu dokumentieren, daß auch die sonst unterrepräsentierte „Geschichte“ einen angemessenen Platz in dem mehrperspektivischen Ansatz findet?

Ist die geschichtliche Betrachtung in einen Ansatz zu integrieren, der seine Intentionen in der Orientierung an der aktuellen politischen Diskussion gewinnt; in einen Ansatz, der die Schüler zur Teilnahme an dieser Diskussion befähigen und nicht als perfekte Kunden (Benutzer) der Post nur eben „abliefern“ möchte?

- Die zweite Frage bezieht sich auf die Ausführung *des* Leseheftes, auf die „Ziele“, die der Machart des Textes zugrundeliegen und darauf, wie mit dem Text umzugehen, wie er zu lesen ist, was er leisten möchte und was nicht.

1. Unsere Betrachtungen gehen davon aus, daß „Geschichte“ und „Vergangenheit“ nicht gleichzusetzen sind. Den Sinn der Geschichte sehen wir darin, „der tiefsten und verkanntesten aller Klassen, unseren Vorfahren, Stimmrecht einzuräumen. Sie bedeutet Demokratie für die Toten. Tradition lehnt es ab, der anmaßenden Oligarchie der zufällig heute Herumlaufenden das Feld allein zu überlassen“ (Chesterton). So ansetzend, können wir mit Geschichtsunterricht nicht die Übermittlung von registrierbaren Fakten verstehen. Nicht weil wir glauben, daß die Fakten unerheblich seien, sondern weil es, sofern damit (mit dem Ausdruck „geschichtliche Fakten“) tatsächliche Begebenheiten, Ereignisse gemeint sind, geschichtliche Tatsachen nur in den Erzählungen und den Darstellungen der Historiker „gibt“; als Ergebnisse einer geistigen Leistung, in der, wie man sagen könnte, „primäre Tatsachen“ (Dokumente, Chroniken, Augenzeugenberichte, Protokolle, Bilder und anderes „Quellenmaterial“) als Indizien zur Rekonstruktion von Geschehnissen verwendet werden. Das Problem einer elementaren Ein-

führung in die „Geschichte“ ist die Inangsetzung eben dieses Rekonstruktionsprozesses. Die erste Frage lautet somit: Wo, d. h. an welchen „Realobjekten“ kann die Rekonstruktion ansetzen, wenn damit allererst geschichtliche Fakten gewonnen werden sollen? (Um es zu wiederholen: Wenn geschichtliche Fakten immer schon das Ergebnis von Rekonstruktionen sind, kann, wo die Schüler eben dazu angehalten werden sollen, der Unterricht nicht als Vermittlung nachträglich geordneter Fakten ausgelegt werden.)

Von diesen Überlegungen ausgehend, meinen wir, das „Geschichtliche“ als eine eigene Dimension des „Verstehens“, in dem alle Rekonstruktionen antizipiert sind, angehen zu können. Auf die Post bezogen, ist mit dieser „Dimension“ z. B. der Umkreis der Erwartungen gemeint, die die Post in ihrer Selbstdarstellung für das Publikum glaubt berücksichtigen zu müssen; dies, daß die Post sich als Einrichtung zur Stiftung oder Aufrechterhaltung von persönlichen „Beziehungen“ empfiehlt, als technisch perfektionierten „postillon d'amour“, als Agentur, in der Briefe auf die „Reise“ geschickt werden. Mit einem Wort: als „geschichtlich“ bezeichnen wir die Dimension des Verstehens, in der darüber entschieden wird, was uns die Post, über die gelegentlich in Anspruch genommenen Dienste hinaus, angeht. Zur Diskussion steht dabei die Bedeutung, die eine Einrichtung für unser Leben hat, ihre Stellung, die ihr im Ganzen unserer „Lebenswelt“ zukommt. Mit der Frage, was uns die Post über die gelegentlichen Dienste hinaus angeht, wird die „Oligarchie der heute Herumlaufenden“ außer Kraft gesetzt. Mit dieser Frage kommen die „toten Zeugen“ zu Wort, im Eingehen auf sie kann somit auch entschieden werden, was wirklich „passe“ ist, nichts mehr zu sagen hat, und warum es nichts mehr zu sagen hat.

2. Dementsprechend haben wir *den* Text des Leseheftes einzurichten versucht. Dem üblichen Aufbau der historischen Unterrichtswerke können wir nicht mehr folgen. Wir stellen keine Forschungsergebnisse in komprimierter Form dar. Unsere eigene Aufgabe ist nicht die Illustration des als „gültig“ Erwiesenen durch Bilder, Erzählungen und Anekdoten, durch „Quellen“, die im Anhang abgedruckt werden. Da wir aber gleichzeitig keinen Beitrag zur Forschung leisten können (und wollen), kann unser Text nur als Ausgangsmaterial gebraucht werden, als Steinbruch von Informationen und Einfällen, aus denen überprüfbare Vermutungen (Hypothesen) zu basteln sind. Es wird hiermit, wenn man so will, feierlich erklärt, daß unser Text nicht zu sagen beansprucht, wie es wirklich war; daß er, wenn er überhaupt etwas taugt, nur die Funktion eines an- bzw. aufregenden (provokierenden) Essays haben kann. Er möchte nicht Wissen vermitteln, er kann nicht zu irgend etwas motivieren, sondern nur den Hintergrund abgeben,

vor dem Wissen zu aktualisieren und beizuschaffen ist und vor dem Vermutungen auszuweisen und zu verdichten sind. Dabei geht es immer um Vermutungen, die die exotischen Einsprengsel unseres naiven Verständnisses (der *Post* z. B.) aufhellen, unser Verständnis selbst zum Thema machen.

Worum es letztlich geht, ist nicht die Information über die geschichtliche Vergangenheit der Post und die zunehmende Perfektion ihrer Organisation, sondern die Thematisierung unseres Verständnisses, mit dem sie in unsere „Lebenswelt“ einbezogen wird.

184

Posteigene Informations- und Arbeitsunterlagen

Die Deutsche Bundespost stellt interessierten Lehrern ein reichhaltiges Angebot an Informations- und Werbeschriften über ihre Dienstleistungsbereiche und über Organisationsfragen zur Verfügung, die sich zur Vorbereitung des Unterrichts zum Thema Post eignen. Außerdem verfügt sie über Filme, Tonbildschauen und Informationsmappen, die sie kostenlos ausleiht bzw. kostenlos an die Schulen abgibt.

Informationsmappen 1-5 („Unsere Post“) für den Schulunterricht und Lehr- und Informationsfilme können Schulen und Lehrer bei den Beratungsbeamten der Post- und Fernmeldeämter oder beim Referat für Öffentlichkeitsarbeit der zuständigen Oberpostdirektion bestellen.

Kataloge und Faltblätter über das Film- und Tonbildschauangebot der Post kann man aber auch bei der
Filmstelle der Deutschen Bundespost
beim Posttechnischen Zentralamt
6100 Darmstadt
Postfach 1180
Fernsprecher (0 61 51) 17 41 92
bestellen. Filmbestellungen werden auch über diese Stelle abgewickelt.

Mit speziellen Fragen kann man sich an das
Ministerium für das
Post- und Fernmeldewesen
5300 Bonn 1
Adenauerallee 81
Postfach 8001
wenden.

185

Ausgewählte Literatur

- Barthes, R.*: Die strukturalistische Tätigkeit. In: Kursbuch 5. Frankfurt 1966, S. 190 bis 196. Auch in: *Schiwy, G.*: Der französische Strukturalismus. Reinbek 1969, S. 153-158.
- Beck, G.*: Politische Sozialisation und politische Bildung in der Grundschule. Frankfurt 1972.
- Derrida, J.*: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Orte des wilden Denkens. Frankfurt 1970. *Dummer, K.*: Fibel für Tonbandfreunde. Wiesbaden, o. J.
- Frisius, R., Fuchs, P.* u. a.: Sequenzen – Musik – Sekundarstufe I. Stuttgart 1972.
- Giel, K.*: Vorbemerkungen zu einer Theorie des Elementarunterrichts. In: *Giel, K.* u. a.: Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht, Aufsätze zur Konzeption 2. Stuttgart 1975.
- Giel, K.*: Studie über das Zeigen. In: Bildung und Erziehung, 18. Jg., 1965, S. 181 bis 194. Auch in: *Bollnow, O. F.* (Hrsg.): Erziehung in anthropologischer Sicht. Zürich 1969.
- Giel, K., Hiller, G. G., Krämer, H.*: Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht, Aufsätze zur Konzeption 1. Stuttgart 1974. *Goodman, N.*: Sprachen der Kunst. Frankfurt 1973.
- Krämer, H., Kirsch, R.* u. a.: Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht Bd. 8, Teilcurriculum Geburtstag (Fest und Feier). Stuttgart 1975.
- Krämer, H., Kirsch, R.*: Der integrativ mehrperspektivische Unterricht dargestellt am Beispiel der Dienstleistungsinstitution Post. In: *Katzenberger, L. F.* (Hrsg.): Der Sachunterricht der Grundschule in Theorie und Praxis, Teil III. Ansbach 1975.
- Luxemburg, R.*: Politische Schriften Bd. I-III, hrsg. v. *Flechtheim, O. K.* Frankfurt 1966 ff.
- Müller, H.*: Affirmative Erziehung: Heimat- und Sachkunde. In: *Beck, J.* u. a.: Erziehung in der Klassengesellschaft. München 1970, S. 202-223. *Nettl, P.*: Rosa Luxemburg. Köln/Berlin 1967. *Rapp, U.*: Handeln und Zuschauen. Darmstadt/Neuwied 1973. *Röhner, C.*: Vom Erlebnis zum Sachzwang – Analyse ausgewählter Lehrerhandbücher für Heimatkunde und Sachunterricht. In: *Beck, G.* u. a.: Politische Bildung ohne Fundament. Darmstadt 1973.
- Rumpf, H.* (Hrsg.): Schulwissen – Probleme der Analyse von Unterrichtsinhalten. Göttingen 1971.
- Sachs, C.*: Handbuch der Musikinstrumentenkunde. Hildesheim 1967. *Schwanz, E.* (Hrsg.): Regionale Grundschulkongresse 73/74, Lernbereich Sachunterricht. Sonderband der Beiträge zur Reform der Grundschule. Frankfurt 1974.

Literatur zum Post- und Fernmeldewesen

- Bösche, W.*: Personalbemessung nach der DA Bern. A., In: Die Postpraxis, Zeitschrift für den Postbetriebsdienst, 24. Jg. 1973, Nr. 4, 5, 6, 10, 11, 12, Starnberg und Bonn 1973.
- Bundespost '74, hrsg. v. Bund-Werbung GmbH in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bundespost, o. O. und o. J.
- Die Deutsche Bundespost 1973, Sonderdruck aus dem „Jahresbericht der Bundesregierung 1973“, hrsg. v. Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen, o. O. und o. J.
- Die Post – zum Lachen. Zusammenstellung durch das Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen, Bonn, o. J.
- Garbe, G.*: Die Bundespost in der Wohlfahrtsdemokratie. In: Gegenwartskunde, Zeitschrift für Wirtschaft und Schule, 14. Jg. 1965, Heft 2, S. 101-110, Opladen 1965.
- Jansen, K.*: Grundlagen der Tarifpolitik bei der Deutschen Bundespost. Diss., Köln 1968.
- Koppel, H.-J.*: Politik auf Briefmarken, 130 Jahre Propaganda auf Postwertzeichen. Düsseldorf 1971.
- Kohl, W.*: Die Umstellung des Postzeitungsdienstes auf EDV. In: Jahrbuch des Postwesens 1970. Bad Windsheim 1970, S. 75 ff.
- Kühn, D.*: Die neue Unternehmensverfassung der Deutschen Bundespost. In: Jahrbuch des Postwesens 1971. Bad Windsheim 1971, S. 9 ff.
- Müller-Fischer, E.*: Briefmarken-Galerie, Stories in Wort und Bild. Braunschweig 1971.
- Meyer, R.*: Der Zustelldienst bei der Deutschen Bundespost. Organisation und Betriebsgestaltung. Schriftenreihe zur Organisation und Dienstpostenbewertung der Deutschen Bundespost, Bd. 7. Starnberg 1963.
- Orth, S.*: Die Post, kleine Geschichte zu einer großen Verwaltung. Starnberg 1967.

Postgeschichtliche Blätter aus Württemberg, hrsg. v. d. Bezirksgruppen Stuttgart und Tübingen der Gesellschaft für deutsche Postgeschichte e.V. in Verbindung mit der Deutschen Bundespost.

Postmonopol, Privilegien für Dienstleistung. In: *Civis*, Zeitschrift für christlich-demokratische Politik, 13. Jg. 1967, Heft 8, S. 30/21, Bonn 1967. *Spreen, K.:*

Aspekte der Briefmarkenpolitik. In: Bundespost '74 – Dokumentation des Leistungsstandes der Deutschen Bundespost, o. O. und o. J. *Scholl, F.:*

Grundsätze der Wirtschafts-, Finanz- und Gebührenpolitik der Deutschen Bundespost. In: Bundespost '74, hrsg. v. Bund-Werbung GmbH in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bundespost. Bonn 1974.

Steinmetz, H.: Die Deutsche Bundespost im Schatten des Wohlstandes. In: Archiv für das Post- und Fernmeldewesen, 18. Jg. 1966, Nr. 2, S. 91-197, Frankfurt 1966.

Verzeichnis der Filme und Tonbildschauen der Deutschen Bundespost, hrsg. v. d. Filmstelle der Deutschen Bundespost beim Posttechnischen Zentralamt, o. O. und o. J.